

Qualität in der Wissenschaft

Zeitschrift für Qualitätsentwicklung in
Forschung, Studium und Administration

(Wie) Ist geisteswissenschaftliche Forschung bewertbar?

Gespräch mit Dr. A. Pausits

Journals under threat: a joint response from history of science,
technology and medicine editors

The European Reference Index for the Humanities: A reply to the Criticism

■ Gespräch mit Prof. em. Dr. Peter Weingart

Brief des Vorsitzenden des Deutschen Historikerverbandes
an die Mitglieder des VHD

Rating des Wissenschaftsrates aus Sicht des Historikerverbandes (VHD)

Probleme und Chancen der Forschungsbewertung im Fach Geschichte

Stellungnahme des VHD zum Pilotprojekt
„Forschungsrating in den Geisteswissenschaften“

Steuerungsgruppe Forschungsrating entwickelt Bewertungskriterien
für geisteswissenschaftliche Forschung

■ Gespräch mit Dr. Mathias Pätzold

■ Gespräch mit Dr. Dagmar Simon

■ Gespräch mit Dr. Matthias Winterhager

■ Resümee: Zum Stand der Bewertung geisteswissenschaftlicher
Forschungsleistungen - zwei Konflikte im Vergleich

■ Hochschul-Informationssysteme zur Lehr- und
Prüfungsadministration – Nutzerakzeptanz von
Studierenden am Beispiel der Universität Graz

■ Maßnahmen zur Sicherstellung von Qualität und Studienerfolg
beim Übergang von Bachelor- zu nicht unmittelbar
konsekutiven Master-Studien

3+4
2009

Herausgeberkreis

Doris Carstensen, Mag., Qualitätsmanagement, Donau-Universität Krems, ab 1. Oktober 2007 Vizerektorin für Qualitätsmanagement, Personalentwicklung und Gender Mainstreaming, Universität für Musik und Darstellende Kunst, Graz

Hans-Dieter Daniel, Prof. Dr., Professur für Sozialpsychologie und Hochschulforschung, ETH Zürich

Michael Heger, Dr., Evaluationsbeauftragter der Fachhochschule Aachen, Leiter des Bereichs Hochschuldidaktik und Evaluation in der zentralen Qualitätsentwicklung ZQE

Stefan Hornbostel, Prof. Dr., Professur für Soziologie (Wissenschaftsforschung), Leiter des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (IFQ), Bonn; Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin

Michael Huber, Prof. Dr., Professur für Hochschulforschung, Universität Bielefeld

Martina Röbbcke, Dr., acatech (Deutsche Akademie der Wissenschaften), Projektzentrum, München

Uwe Schmidt, Dr., Leiter des Zentrums für Qualitätssicherung und -entwicklung der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Leiter der Geschäftsstelle des Hochschul-evaluierungsverbundes Südwest

Wolff-Dietrich Webler, Prof. Dr., Professor of Higher Education, Universität Bergen (Norwegen), Staatliche Pädagogische Universität Jaroslawl/Wolga, Leiter des Instituts für Wissenschafts- und Bildungsforschung Bielefeld (IWBB)

Don Westerheijden, Dr., Center for Higher Education Policy Studies (CHEPS), University of Twente

Hinweise für die Autoren

Die Zeitschrift veröffentlicht nur (i.d.R. zweifach) begutachtete Aufsätze. Senden Sie bitte zwei Exemplare des Manuskripts in Papierform sowie einmal in Dateiform (kann als Daten-CD der Papierform beigelegt oder per E-Mail zugeschickt werden) an die Redaktion (Adresse siehe Impressum). Beiträge werden nur dann angenommen, wenn die Autor/innen das Thema nicht im gleichen Zeitraum in einer anderen Zeitschrift behandeln.

Wichtige Vorgaben zu Textformatierungen und beigefügten Fotos, Zeichnungen sowie Abbildungen erhalten Sie in den „Autorenhinweisen“ auf unserer Verlags-Homepage „www.universitaetsverlagwebler.de“.

Ausführliche Informationen zu den in diesem Heft aufgeführten Verlagsprodukten erhalten Sie ebenfalls auf der zuvor genannten Verlags-Homepage.

Impressum

Anschrift Verlag, Redaktion, Abonnementenverwaltung

UVW UniversitätsVerlagWebler
Der Fachverlag für Hochschulthemen
Bünder Straße 1-3 (Hofgebäude)
33613 Bielefeld
Tel.: 0521 - 92 36 10-12, Fax: 0521 - 92 36 10-22

Satz: K. Gerber, info@universitaetsverlagwebler.de

Anzeigen:

Die Zeitschrift „Qualität in der Wissenschaft“ veröffentlicht Verlagsanzeigen, Ausschreibungen und Stellenanzeigen. Aufträge sind an den Verlag zu richten. Die jeweils gültigen Anzeigenpreise sind der Homepage erhalten Sie auf Anfrage beim Verlag.

Erscheinungsweise: 4mal jährlich

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 15.12.2009

Umschlaggestaltung:

Wolff-Dietrich Webler, Bielefeld
Gesetzt in der Linotype Syntax Regular

Druck:

Sievert Druck & Service GmbH,
Potsdamer Str. 190, 33719 Bielefeld

Abonnement/Bezugspreis:

Jahresabonnement: 59 Euro zzgl. Versandkosten
Einzelpreis dieser Doppelausgabe: 29 Euro zzgl. Versandkosten

Abobestellungen und die Bestellungen von Einzelheften sind unterschrieben per Post, E-Mail oder Fax an den Verlag zu richten.

Das Jahresabonnement verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn es nicht 6 Wochen vor Jahresende gekündigt wird.

Copyright: UVW UniversitätsVerlagWebler

Die mit Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Auffassung der Herausgeber bzw. Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte/Rezensionsexemplare wird keine Verpflichtung zur Veröffentlichung/Besprechung übernommen. Sie können nur zurückgegeben werden, wenn dies ausdrücklich gewünscht wird und ausreichendes Rückporto beigefügt ist. Die Urheberrechte der hier veröffentlichten Artikel, Fotos und Anzeigen bleiben bei der Redaktion. Der Nachdruck ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages gestattet.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Qualität in der Wissenschaft

Zeitschrift für Qualitätsentwicklung in
Forschung, Studium und Administration

Vorwort des Herausgebers

57

Hochschulranking

Gespräch mit Dr. Attila Pausits, Leiter des Departments für
Weiterbildungsforschung und Bildungsmanagement,
Donau-Universität Krems

59

European Reference Index

Journals under threat: a joint response from history of
science, technology and medicine editors

62

The European Reference Index for the Humanities:
A reply to the Criticism

64

Gespräch mit Dr. Peter Weingart, Professor em.,
Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT),
Universität Bielefeld

66

Forschungsrating Geisteswissenschaften

Brief des Vorsitzenden des Deutschen Historikerverbandes
an die Mitglieder des VHD

69

Werner Plumpe
Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates
aus Sicht des Historikerverbandes

71

Lutz Raphael
Probleme und Chancen der Forschungsbewertung
im Fach Geschichte

73

Stellungnahme des Verbandes der Historikerinnen und
Historiker Deutschlands (VHD) zum Pilotprojekt des
Wissenschaftsrates „Forschungsrating in den
Geisteswissenschaften“

76

Steuerungsgruppe Forschungsrating entwickelt Bewer-
tungskriterien für geisteswissenschaftliche Forschung

77

Alternativen der Bewertung

Gespräch mit Dr. Mathias Pätzold,
Generalsekretär der Wissenschaftlichen
Kommission Niedersachsen (WKN)

78

Gespräch mit Dr. Dagmar Simon, Leiterin der
Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik im WZB

83

Gespräch mit Dr. Matthias Winterhager,
Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT),
Universität Bielefeld

89

Wolff-Dietrich Webler
Resümee: Zum Stand der Bewertung
geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen -
zwei Konflikte im Vergleich

94

Qualitätsentwicklung/ Qualitätspolitik

Elisabeth Milchrahm
Hochschul-Informationssysteme zur Lehr- und
Prüfungsadministration – Nutzerakzeptanz von
Studierenden am Beispiel der Universität Graz

105

Anregungen für die Qualitäts- praxis/Erfahrungsberichte

Gerald Gaberscik & Hans Michael Muhr
Maßnahmen zur Sicherstellung von Qualität und
Studienerfolg beim Übergang von Bachelor- zu nicht
unmittelbar konsekutiven Master-Studien

110

Neuerscheinungen im UniversitätsVerlagWebler:

Reihe: Hochschulwesen - Wissenschaft und Praxis

Heinz W. Bachmann: Systematische Lehrveranstaltungsbeobachtungen an einer Hochschule Verläufe von Lehrveranstaltungen an einer schweizerischen Fachhochschule bei Einführung der Bologna-Studiengänge – eine Fallstudie

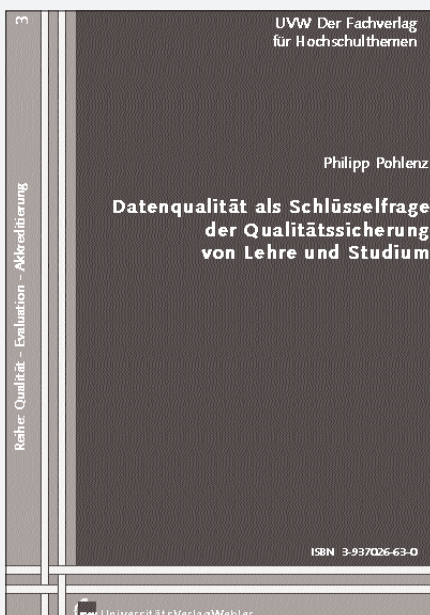
Seit Herbst 2006 bieten alle Fachhochschulen der Schweiz Studiengänge organisiert nach dem Bachelor-Master-System an, wie das in der Bologna-Deklaration beschlossen worden war. Einer der Haupttriebfedern des Reformprozesses, neben der akademischen Mobilität und der Vorbereitung der Hochschulabsolventen auf den europäischen Arbeitsmarkt, ist die Steigerung der Anziehungskraft der europäischen Hochschulen zur Verhinderung von brain drain und der Förderung von brain gain. Neben diesem globalen Wettbewerb wird durch die gegenseitige Anrechenbarkeit der Studienleistungen in den verschiedenen Ländern auch die Konkurrenz der Hochschulen untereinander gefördert. Die Bologna-Reform geht von einem neuen Lehrverständnis aus von der Stoffzentrierung hin zu einer Kompetenzorientierung, begleitet von einem shift from teaching to learning. Der Fokus liegt also nicht beim Lehren, sondern auf der Optimierung von Lernprozessen. Vor dem Hintergrund neuerer Erkenntnisse aus der Lernforschung wird auch deutlich, dass das Vermitteln von Wissen im traditionellen Vorlesungsstil nur noch bedingt Gültigkeit hat. Unter Berücksichtigung der obigen Erkenntnisse müsste man heute eher vom Hochschullernen als von der Hochschullehre sprechen. Die vorliegende Studie wird zum Anlass genommen, ein Instrument vorzustellen, mit dem Lehre systematisch beobachtet werden kann. Mit dem beschriebenen Instrument wird der Frage nachgegangen, inwieweit an der untersuchten schweizerischen Pädagogischen Hochschule die oben beschriebene Neuorientierung in der Lehre schon stattgefunden hat. Mit Hilfe des VOS (VaNTH Observational System) sollen systematisch Lehrveranstaltungsbeobachtungen gemacht und festgehalten werden. Das Ziel dieser Studie ist es, Lehrveranstaltungsverläufe an der untersuchten Pädagogischen Hochschule zu erheben im Hinblick auf die Entwicklung von Kursen in Hochschuldidaktik. Die gefundenen Ergebnisse sollen mit der Schulleitung besprochen werden, vor allem auch auf dem Hintergrund des neuen Lernens an Hochschulen. Basierend auf den gewonnen empirischen Daten und den von der Schulleitung entwickelten Zielen können hochschuldidaktische Kurse geplant und umgesetzt werden. Zusätzlich besteht die Chance, bei einer Wiederholung der Studie in einigen Jahren mögliche Veränderungen in der Lehre festzustellen. Es wird davon ausgegangen, dass das Untersuchungsdesign und die erhobenen Daten nicht nur von Interesse für die betroffene Hochschule sind, sondern generell Fachhochschulen interessieren dürften, die in einem ähnlichen Prozess der Neuorientierung stecken.



ISBN 3-937026-65-7, Bielefeld 2009,
172 Seiten, 24.90 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Philipp Pohlenz: Datenqualität als Schlüsselfrage der Qualitätssicherung von Lehre und Studium



Hochschulen wandeln sich zunehmend zu Dienstleistungsunternehmen, die sich durch den Nachweis von Qualität und Exzellenz gegen ihre Wettbewerber durchsetzen müssen.

Zum Vergleich ihrer Leistungen werden verschiedene Evaluationsverfahren herangezogen. Diese stehen jedoch vielfach in der Kritik, bezüglich ihrer Eignung, Leistungen der Hochschulen adäquat abzubilden. Verfahren der Evaluation von Lehre und Studium wird vorgeworfen, dass ihre Ergebnisse bspw. durch die Fehlinterpretation hochschulstatistischer Daten und durch die subjektive Färbung studentischer Qualitätsurteile verzerrt sind.

Im Zentrum des vorliegenden Bandes steht daher die Untersuchung von potenziellen Bedrohungen der Aussagefähigkeit von Evaluationsdaten als Steuerungsinstrument für das Management von Hochschulen.

ISBN 3-937026-63-0, Bielefeld 2009, 170 Seiten, 22.80 Euro

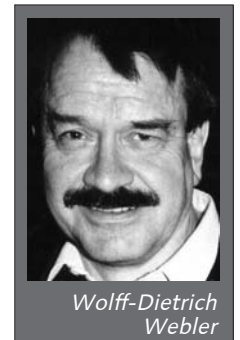
Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Reihe Qualität - Evaluation - Akkreditierung

Diese Ausgabe hat die meisten Beiträge unter dem Themenschwerpunkt „(Wie) Sind geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen bewertbar?“ versammelt. Aber bevor wir uns den damit verbundenen Fragen zuwenden, geht es um andere Themenfelder der Qualität in der Wissenschaft. Ich möchte auf ein *QiW-Gespräch mit Attila Pausits* aufmerksam machen über **Ranking in der Dritten Dimension** – Ein Forschungsprojekt der Donau-Universität Krems (DUK). Das Gespräch führte die Mit-Herausgeberin Doris Carstensen. Diese Universität möchte in einem dreijährigen Vorhaben mit renommierten Partnern eine neue Benchmarking ähnliche Ranking-Methode für Hochschulen entwickeln, die sich als Ergänzung bestehender Methoden versteht. Zwar gibt es schon etliche Modelle, aber sie vernachlässigen einen Bereich, der in der DUK im Zentrum steht: Lebensbegleitendes Lernen, Wissenstransfer und internationale Kooperationen. Im Gespräch werden Notwendigkeit, Ziele und Aussichten des Vorhabens ausgeleuchtet.

Seite 59

Um die **Bewertbarkeit geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen** gab es zwar auch in der Vergangenheit immer wieder Konflikte. Die alltäglichsten entstanden in Berufungsverfahren, wenn unterschiedliche Bewertungen aufeinander prallten, die nicht einfach nur gegensätzlichen Interessen entsprangen. Anders als Natur- und Technikwissenschaften, die in der Öffentlichkeit noch immer mit wirtschaftlichem Fortschritt und Wohlstandsmehrung assoziiert werden, haben die Geistes- (und eingeschränkt auch die Sozialwissenschaften) ein Legitimationsproblem. Zwar stellen sich keine Fragen nach der Existenzberechtigung, aber doch immer wieder nach Volumen und Ausrichtung. (Solchen Fragen war die Schwesterzeitschrift „Forschung“ in ihrem Themenschwerpunktheft „Geisteswissenschaften“ nachgegangen.) Also geht es immer wieder um die Frage nach der Güte geisteswissenschaftlicher Forschung. In den letzten zwei Jahren hat sich der Streit durch zwei Initiativen besonders zugespitzt. A) Den **European Reference Index for the Humanities (ERIH)** und B) die Weigerung des Deutschen Historikerverbandes, an der Entwicklung eines neuen Verfahrens eines disziplinspezifischen Forschungsrating des Deutschen Wissenschaftsrates mit zu wirken. Publikationen in den Naturwissenschaften erfolgen weitgehend in Zeitschriften-Artikeln, weil nur sie eine schnelle Veröffentlichung im weltweiten Wettlauf ermöglichen. Sie werden schon längere Zeit in den US-amerikanischen Zeitschriften mit Hilfe von Zeitschriften-Rankings und Zitationsindices in ihrer Qualität gemessen. Geistes- und sozialwissenschaftliche Publikationen haben vielfach andere Formate. Quelleneditionen, Überblicksdarstellungen, Aufsätze in eher populärwissenschaftlichen Medien, die ernsthafte Wissenschaft darstellen können und vor allem viel häufiger die Publikation von Monographien und Sammelbänden weisen Zitationsindices eher eine marginale Rolle zu. Das ist auch durch die kulturelle Bindung der Gegenstände und deren vielleicht nur regionalgeschichtliche Bedeutung ausgeschlossen, nur aus vergleichsweise wenigen Zeitschriften erhobene Zitierhäufigkeiten als wesentlichen Qualitätsindikator werten zu wollen.



Wolff-Dietrich Webler

Gerade um letzteres, die Quantifizierbarkeit geisteswissenschaftlicher Forschungsleistung mit Hilfe der in den Naturwissenschaften geschaffenen Messmethoden ist auf europäischer Ebene ein heftiger Konflikt entbrannt. Um die europäische geisteswissenschaftliche Forschung weltweit stärker sichtbar zu machen, versucht die European Science Foundation (ESF), einen **European Reference Index for the Humanities (ERIH)** aufzubauen. Darin werden nach unbekannt Kriterien und in unbekannt Prüfverfahren für prominent erklärte Zeitschriften in drei Güteklassen einsortiert. Die darin erscheinenden Aufsätze bekommen allein aufgrund der Tatsache, dass sie in einer solchen Zeitschrift publiziert sind, Qualitätszuschreibungen - der Güteklasse entsprechend. In einem spektakulären Protest mit dem Titel **“Journals under Threat”**, der hier dokumentiert ist, wandten sich die Schriftleiter von 56 angesehenen Zeitschriften daraufhin gegen die völlige Intransparenz des bisherigen Verfahrens und die dahinter stehende Leitidee. Die Erklärung an die Adresse der ESF ist hier abgedruckt. Auch aus anderen Richtungen kam Kritik, weswegen sich die ESF zu einer **“Joint Response to Criticism”** entschloss, die hier ebenfalls dokumentiert ist. In einem *QiW-Gespräch* mit Peter Weingart, dem Herausgeber der *Minerva* und einem der Unterzeichner der Erklärung, wird versucht, den Konflikt einzuordnen. Er ist selbst Wissenschaftsforscher und Experte in diesem Konflikt. Entsprechend eindeutig fallen seine Antworten aus. Es geht zentral um die Frage, wie geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen bewertbar sind.

Seite 62

Darum geht es auch in dem zweiten spektakulären Konflikt, auf den in dieser Ausgabe eingegangen wird: Die Weigerung des Deutschen Historikerverbandes, an der Entwicklung eines neuen Verfahrens eines disziplinspezifischen Forschungsrating des Deutschen Wissenschaftsrates mit zu wirken. Diese Ausgabe versammelt die Stellungnahmen des Historikerverbandes, die differenzierende, letztlich positive Stimme des Historikers Lutz Raphael (Trier), selbst Mitglied des Wissenschaftsrates, die knappe Presseerklärung des WR auf die Absage und schließt dann drei *QiW-Gespräche* mit Experten der Bewertung von Forschung an: Mit *Mathias Pätzold*, Generalsekretär der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsen, über 10-jährige Erfahrungen der WKN mit der Bewertung geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung, die ohne nennenswerte Konflikte verlief, weil sie teilweise andere Wege gegen-

gen ist. Dem QiW-Gespräch mit *Dagmar Simon*, Leiterin der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am WZB, über Pro's und Con's der Einschätzung (des Ratings) geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschungsleistungen aus wissenschaftspolitischer Sicht. Dagmar Simon ist Expertin u.a. in den hier interessierenden Feldern der Wissenschaftsforschung und Evaluationsforschung und hat sich speziell mit Bewertungsfragen im Peer Review und sonstigen Gutachterverfahren befasst. Sie ist u.a. Mitglied der interdisziplinären Arbeitsgruppe Exzellenzinitiative der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die sich mit den intendierten und nicht-intendierten Wirkungen dieser Initiative auf das Universitätssystem befasst. Schließlich folgt ein QiW-Gespräch mit *Matthias Winterhager*, Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT) der Universität Bielefeld, über methodische Möglichkeiten der Erfassung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen. Winterhager ist Experte für Bibliometrie, Wissenschaftsindikatoren, Forschungsevaluation und quantitative Wissenschaftsforschung sowie Repräsentant des IWT im „Kompetenzzentrum Bibliometrie für die deutsche Wissenschaft“ (KB). **Seite 78**

Hier nicht dokumentiert, aber lesenswert (u.a. wegen geisteswissenschaftlicher Forschungsstandards) ist das Interview, das Jürgen Kaube (FAZ) mit Ulrich Herbert (Historisches Seminar der Universität Freiburg/Br.) geführt hat. Die Niederschrift mündete in die Veröffentlichung Ulrich Herbert und Jürgen Kaube: „Die Mühen der Ebene: Über Standards, Leistung und Hochschulreform“.

Im Internet findet sich eine Zusammenfassung unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1100&type=diskussionen>

Der vollständige Text des Gesprächs ist unter dem gleichen Titel abgedruckt in: Lack, E./Markschies, C. (Hg.) (2008): *What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt am Main, S. 1-15.

Dem folgt von Seiten der QiW-Redaktion ein **Resümee: Zum Stand der Bewertung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen**. Darin wird einerseits das Ergebnis des Vergleichs der beiden Konflikte zusammengetragen, andererseits referiert, wie die Bewertung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen nach heutigem Stand konfliktfrei organisiert werden könnte. Der Verfasser verfügt selbst

über Erfahrungen in der Forschungsevaluation und zeigt Wege, wie diese Aufklärung differenziert, disziplinspezifisch und völlig konfliktfrei durchgeführt werden könnte.

Seite 94

Elisabeth Milchrahm hat in einer umfangreichen empirischen Studie **Hochschulinformationssysteme zur Lehr- und Prüfungsadministration bzgl. der Nutzerakzeptanz von Studierenden am Beispiel der Universität Graz** untersucht. Solche Informationssysteme sind spätestens seit den Studienstrukturreformen immer wichtiger geworden, weil sie im Stande sind, in den äußerst komplex gewordenen Anforderungen der Lehr- und Prüfungsadministration große Datenmengen zu integrieren und für Lehr-, Lern-, Informations- und Beratungszwecke bereit zu halten. Die Studie beleuchtet die fachkulturellen Unterschiede und zeigt musterhaft die Anlage einer Akzeptanzstudie. **Seite 105**

Wechsel des Studienortes (bei gleicher Studienrichtung) waren in traditionellen Studien vor Einführung der Bologna-Reformen beliebt, um andere Fachvertreter und deren Sichtweisen kennen zu lernen. Dies galt aber auch innerhalb der zwei akademischen Kulturen nur für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Hier war das Kennenlernen von Differenz reizvoll und erwünscht (und letztendlich der methodische Umgang mit Kenntnislücken und dem Beherrschen von Differenz Teil des Bildungszieles). Bei stärker von kanonisch aufgebautem Wissen abhängigen Studien, wie den Natur- und Technikwissenschaften, galt das sehr viel weniger. Nach den Bologna-Reformen werden mit der Stufung des Studiums Studienwechsel Normalität. Bei konsekutiven Studien (noch dazu am gleichen Ort) mag das von den faktischen Studienvoraussetzungen her unproblematisch sein. Bei Ortswechsel und bei nicht-konsekutivem Weiterstudium in Masterprogrammen können die Differenzen zwischen individuellen und curricularen Studienvoraussetzungen so groß werden, dass die Gefahr besteht, im Masterstudium zu scheitern. Dieses Problem hat die Technische Universität Graz für ihre Studiengänge erkannt und interessante **Maßnahmen zur Sicherstellung von Qualität und Studienerfolg beim Übergang zwischen Bachelor- und nicht unmittelbar konsekutiven Master-Studien** ergriffen. *Gerald Gaberscik & Hans Michael Muhr* stellen die dort entwickelte Grundsatzrichtlinie für diese Übergänge vor. **Seite 110**

W.W.

Anzeigenannahme für die Zeitschrift „Qualität in der Wissenschaft“

Die Anzeigenpreise: auf Anfrage beim Verlag

Format der Anzeige: JPeG- oder EPS-Format, mindestens 300dpi Auflösung

UVW UniversitätsVerlagWebler, Der Fachverlag für Hochschulthemen
Bünder Straße 1-3 (Hofgebäude), 33613 Bielefeld, Fax: 0521 - 92 36 10-22

Kontakt: info@universitaetsverlagwebler.de



Attila Pausits

**Gespräch mit Dr. Attila Pausits,
Leiter des Departments für Weiterbildungsforschung und
Bildungsmanagement, Donau-Universität Krems,
über Ranking in der Dritten Dimension**

Die Donau-Universität Krems (DUK) hat in den letzten Monaten mit einer Meldung über ein neues Hochschulranking viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In einem dreijährigen Forschungsprojekt soll gemeinsam mit renommierten Partnern ein neues Ranking-Modell für Hochschulen entwickelt werden. Im Speziellen widmet sich das neue Ranking-Modell dem bislang vernachlässigten Bereich, der unter dem Begriff „Dritte Mission von Hochschulen“ zusammengefasst wird. Dabei handelt es sich um die Bereiche lebensbegleitendes Lernen, Wissenstransfer und internationale Kooperationen.

QiW: Die internationale Rankinglandschaft ist nicht gerade spärlich mit Angeboten besetzt, warum ein neues Rankingmodell?

Attila Pausits (AP): Wir entwickeln eine neue Ranking-Methode, aber kein neues Ranking! Dabei arbeiten wir an drei Dimensionen entlang der dritten Mission. Diese sind: Innovation und Technologietransfer, LLL und soziales Engagement. Unsere Entwicklungsergebnisse sollen in bestehenden Modellen künftig berücksichtigt werden. Einerseits geht es um neue andere Indikatoren, die bis jetzt noch keine Berücksichtigung in den bestehenden Rankings gefunden haben. Hier gibt es jedenfalls Aufholbedarf. Andererseits wollen wir uns methodisch mit den Rankings auseinandersetzen. Gerade hierzu gibt es viel Kritik. Wir haben vor, eng mit dem „International Observatory on Academic Rankings and Excellence“ (IREG) zusammenzuarbeiten. IREG ist eine internationale Plattform die Rankings aus der wissenschaftlichen Perspektive beobachtet und versucht die „Berlin Principles on Ranking of Higher Education Institutions“ weiterzuentwickeln.

QiW: Ist dieses neue Ranking-Modell ein ganzheitlicheres, indem es Lehre, Forschung und die Dritte Mission bewertet?

AP: Wir verstehen unsere Arbeit als eine Ergänzung zu den bereits bestehenden Rankings. So ist das Shanghai Ranking eher forschungsorientiert und das Times Ranking setzt auf Reputation der Hochschulen. Mit unserer Arbeit wollen wir

zunächst eine theoretische Fundierung und eine Eingrenzung des Begriffs „Dritte Mission“ erarbeiten. Viele sprechen heute über diese Dimension und abhängig davon aus welchem Hochschulsystem man kommt, gibt es unterschiedliche Grundverständnisse und Wahrnehmungen. So wird in Deutschland z.B. unter dieser dritte Säule insbesondere die wissenschaftliche Weiterbildung gesehen. In diesem Projekt arbeiten wir mit acht europäischen Universitäten zusammen. Wir hoffen dadurch auch diese Diversität, die zweifellos vorhanden ist, zu erfassen und in einem internationalen Kontext zu reflektieren.

QiW: Das neue Ranking-Modell soll dynamisch sein, was können wir uns konkret darunter vorstellen?

AP: Uns geht es nicht darum, eine eindimensionale Liste oder Tabelle zu erzeugen. Vielmehr wollen wir die Bereiche der Dritten Mission aufzeigen und Hochschulen für diese Aufgaben sensibilisieren. Die Idee ist, dass jeder eine Liste von Indikatoren individuell zusammenstellen und damit eine individuelle Abfrage anhand von ausgewählten Indikatoren durchführen kann. Es geht somit vielmehr um Benchmarking und nicht um ein rigides Ranking. Es macht heute schon keinen Sinn die „Harvards“ mit den „DUKs“ zu vergleichen. Vielmehr ist es wichtig zu wissen, wer die „Mitbewerber“ oder ähnliche Hochschulen sind und wo diese stehen. Langsam sollte die Zeit vorbei sein, wo wir Äpfel mit Birnen vergleichen.

QiW: Die Donau-Universität Krems kooperiert in diesem Ranking-Projekt, das von der EU finanziert wird, mit vielen sehr renommierten europäischen Universitäten. Wie kam dieses Projektteam zustande?

AP: Es gibt bereits eine langjährige Kooperation zu unterschiedlichen Themen in den Bereichen LLL und Hochschulmanagement mit den meisten Partnern in diesem Projekt. Die DUK veranstaltet seit drei Jahren eine Summer School zum Thema Hochschulmanagement im Kontext von regionaler Entwicklung. Hier Kooperieren wir u.a. mit der Universidad Politécnic de Valencia (UPV), die als Koordinator maßgeblich diese Initiative leitet. Bereits vor drei Jah-

ren haben wir mit den Kollegen von der UPV im Rahmen der Summer Schools begonnen an dieser Idee zu arbeiten.

QiW: Was bringen die Projektpartner an Voraussetzungen mit?

AP: Alle Partner bringen institutionelle und System-Erfahrung mit und sind gut aufgestellt mindestens in einem der Felder. Darüber hinaus sind wir „erprobte Partner“, das heißt mehrere gemeinsame Projekte wurden bereits umgesetzt, so dass auch Vertrauen und ein professionelles Arbeitsverständnis zwischen den Partnern existiert. Nachdem das Projekt auf Grund der Vielfalt wahrlich nicht einfach ist, war es uns wichtig, dass wir ein gutes Partnernetzwerk für dieses Projekt aufstellen.

QiW: Welchen Schwerpunkt wird die DUK in der Entwicklung übernehmen?

AP: Die DUK hat in dem Projekt eine besonders herausfordernde Aufgabe, wenn es um das lebensbegleitendes Lernen als eine Dimension der dritten Mission geht. Gerade die Definition von relevanten Indikatoren ist in diesem Kontext nicht einfach. Hier werden wir in den nächsten Monaten gemeinsam mit den Universitäten Porto, Helsinki und UPV an den Indikatoren arbeiten. Wir werden auch ein Projektblog einrichten, in dem auch Außenstehende die Entwicklungen im Projekt ganz nah mitverfolgen können.

QiW: Ist es so einfach, sich in einem so großen Projekt auf die Kriterien zu einigen? Es gibt ja sicherlich deutliche Unterschiede, die z.B. aus den nationalen Bildungssystemen und Bildungszielen herrühren.

AP: Ja, in der Tat. Dies ist eine der zentralen Herausforderungen des Projektes. Die Unterschiede führen dazu, dass dieses Projekt viel mehr als eine neue Methode oder eine Sammlung von Indikatoren ist, vielmehr geht es darum, die Unterschiede aufzuzeigen und Hochschulen und nationale Hochschulsysteme für das Thema zu sensibilisieren. Diese Vielfalt zwingt uns aber auch, uns auf das Wesentliche zu konzentrieren. Damit hat das Projekt nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine politische Dimension.

QiW: Von welchen Faktoren hängt das Entwicklungspotenzial dieses Projekts maßgeblich ab?

AP: Wir haben bereits eine besondere Aufmerksamkeit nicht nur in der Öffentlichkeit sondern auch bei der Europäischen Kommission mit unserem Projekt erzeugt. Ein wissenschaftlicher Diskurs im internationalen Kontext über die Partneruniversitäten hinweg wird ebenso wichtig sein wie die Überprüfung der Ergebnisse. Wir haben uns für die Delphi-Methode entschieden und werden im kommenden Jahr eine Vielzahl an Expert/innen bei der Verifizierung der Indikatorensets einbeziehen. Auch die Zusammenarbeit mit der IREG ist uns wichtig. Um weitere Synergien zu schaffen, werden wir mit unserem „Schwesterprojekt“, in dem es um die Entwicklung eines neuen Europäischen Rankings unter der Leitung der Universität Twente (CHEPS) und dem Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) geht, eng zusammenarbeiten.

QiW: Rankings stehen immer wieder im Kreuzfeuer der Kritik, die sich als erstes an der Methodik, Qualität und Wissenschaftlichkeit entzündet. Welches wissenschaftliche Modell wird dem neuen Ranking-Modell zugrunde gelegt und wie soll im Modell die Qualität der Bewertungen sicher gestellt werden?

AP: Ein ganz wichtiger und essentieller Punkt. Die Indikatoren werden in Subteams erarbeitet. Diese werden dann gemeinsam mit allen Projektpartnern überprüft, gegebenenfalls ergänzt oder reduziert. Danach werden wir durch externe Expert/innen über mehrere Runden hinweg diese Indikatorensets nach der Delphi-Methode evaluieren. Diese von den Expert/innen identifizierten und evaluierten Indikatoren werden dann über die bereits erwähnte Mithilfe von Hochschulen validiert und verifiziert.

QiW: Und wer soll und kann bewerten, wie Hochschulen und Universitäten ihre Dritte Mission, nämlich Weiterbildung, Wissenstransfer und Internationalisierung, umsetzen?

AP: Dies wird auch ein Lernprozess für die Hochschulen sein. Ich gehe davon aus, dass heute keine Hochschule alle Indikatoren, die wir in unserem Modell haben werden, an einer Stelle der Hochschule gespeichert hat und abfragen kann. Vielmehr wird es notwendig sein, über die einzelnen Organisationseinheiten hinweg zusammenzuarbeiten. Das Projekt wird somit auch die Schwachstellen des Informationsmanagements von Hochschulen aufzeigen und möglicherweise die Einheiten, die Wesentliches zu Dritten Mission beitragen, verbinden. Dies ist heute noch nicht der Fall und soll durch dieses Projekt stimuliert werden.

QiW: Welche Wirkungen kann das neue Ranking-Modell im europäischen Hochschulraum haben?

AP: Sensibilisieren, motivieren und reflektieren. Sensibilisieren dafür, dass es neben Forschung und Lehre auch andere Bereiche gibt, die in der Vergangenheit als Stiefkind behandelt worden sind und jetzt mehr strategische und operative Bedeutung erhalten sollten. Das Projekt soll auch Hochschulen motivieren, diesen Bereich weiter auszubauen und innerhalb der Organisation zu berücksichtigen. Und nicht zu letzt soll es reflektieren, wo die Hochschulen im Bereich der Dritten Mission stehen.

QiW: Und wer gehört zur Zielgruppe des neuen Hochschulranking Modells?

AP: Als erstes sind sicherlich die Hochschulen zu nennen, die mit diesem Modell auch eine Unterstützung bekommen sollen, die eigene Mission in diesem Bereich zu definieren und zu ergänzen. Die Anbieter von Rankings sind auch zu nennen. Wir erhoffen, dass unsere Ergebnisse in der Zukunft in deren Rankings berücksichtigt werden. Mit IREG hoffen wir hierfür eine gute Unterstützung zu erhalten. Auch für die zuständigen Ministerien können die Ergebnisse nützlich sein, wenn es um die Bestimmung von Performance-Indikatoren geht.

QiW: Wie sieht die langfristige (internationale) Finanzierungsperspektive aus?

AP: Das Thema Nachhaltigkeit des Projektes ist uns sehr wichtig. Dabei spielt natürlich Geld eine wichtige Rolle. Wir sind bemüht, im Rahmen des Projekts auch die Zeit nach 2011 im Blick zu haben und mögliche Follow-ups zu skizzieren. Und hoffentlich auch diese dann zu verwirklichen.

QiW: Ist vorgesehen, dass sich Hochschulen in der Erprobungsphase einbringen?

AP: Wir möchten die Ergebnisse soweit es möglich ist verifizieren. Hier hoffen wir selbstverständlich auch auf die Unterstützung der Hochschulen. Im letzten Projektjahr, also 2011, werden zur Überprüfung der Indikatoren weitere 60

Hochschulen in Europa eingeladen, mitzumachen. Interessierte Hochschulen können uns aber gerne bereits heute kontaktieren.

QiW: Danke für das Gespräch!

Das Gespräch für die QiW führte Doris Carstensen, Donau-Universität Krems.

Dr. Pausits ist Leiter des Fachbereichs Wissenschaftliche Weiterbildung und Bildungsmanagement am Department für Weiterbildungsforschung und Bildungsmanagement der Donau Universität Krems (DUK). Seine Schwerpunkte liegen im Bereich Hochschul- und Bildungsmanagement sowie wissenschaftliche Weiterbildung. Er arbeitet in unterschiedlichen nationalen und internationalen Forschungsprojekten in diesen Kontexten und leitet den Lehrgang „Hochschul- und Wissenschaftsmanagement“ an der DUK.

Otto Wunderlich (Hg.)
Entfesselte Wissenschaft - Beiträge zur Wissenschaftsbetriebslehre



Das ideale Geschenk für Kolleg/innen zu

- Weihnachten
- Geburtstagen
- Jubiläen,
- Verabschiedung in den Ruhestand und
- als Geschenk für Sie selbst!

Sie können sich köstlich amüsieren! Oder es wird Ihnen etwas schwummerig, weil die sattsam bekannten Alltagserscheinungen satirisch so treffsicher auf den Punkt gebracht werden.

Die Beiträge nehmen alles aufs Korn, was uns an unserer Hochschule, Forschungseinrichtung usw. so lieb und teuer ist, dass wir gelegentlich Mordgelüste entwickeln, mindestens aber die Hochschule wechseln oder vorzeitig verlassen wollen.

Nehmen Sie es besser nicht so ernst - lesen Sie Otto Wunderlich!

Bestellen Sie zwei Exemplare, weil Sie bedauern werden, eins verschenken zu sollen!

ISBN 3-937026-26-6, Bielefeld 2004, 186 Seiten, 19.90 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Reihe: Witz, Satire und Karrikatur über die Hochschul-Szene

Reihe Gestaltung
 motivierender Lehre
 in Hochschulen:
 Praxisanregungen

im Verlagsprogramm erhältlich:

Peter Viebahn: Hochschullehrerpsychologie
 Theorie- und empiriebasierte Praxisanregungen für die Hochschullehre

ISBN 3-937026-31-2, Bielefeld 2004, 298 Seiten, 29.50 Euro

Bestellung - E-Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Journals under threat: a joint response from history of science, technology and medicine editors

NOTES & RECORDS — OF — THE ROYAL SOCIETY

We live in an age of metrics. All around us, things are being standardized, quantified, measured. Scholars concerned with the work of science and technology must regard this as a fascinating and crucial practical, cultural and intellectual phenomenon. Analysis of the roots and meaning of metrics and metrology has been a preoccupation of much of the best work in our field for the past quarter of a century at least. As practitioners of the interconnected disciplines that make up the field of science studies we understand how significant, contingent and uncertain can be the process of rendering nature and society in grades, classes and numbers.

We now confront a situation in which our own research is being subjected to putatively precise accountancy by arbitrary and unaccountable agencies. Some may already be aware of the proposed European Reference Index for the Humanities (ERIH), an initiative originating with the European Science Foundation. The ERIH is an attempt to grade journals in the humanities—including 'history and philosophy of science'. The initiative proposes a league table of academic journals, with premier, second and third divisions. According to the European Science Foundation, ERIH 'aims initially to identify, and gain more visibility for, top-quality European Humanities research published in academic journals in, potentially, all European languages'. It is hoped 'that ERIH will form the backbone of a fully-fledged research information system for the Humanities'. What is meant, however, is that ERIH will provide funding bodies and other agencies in Europe and elsewhere with an allegedly exact measure of research quality. In short, if research is published in a premier league journal it will be recognized as first rate; if it appears somewhere in the lower divisions, it will be rated (and not funded) accordingly.

This initiative is entirely defective in conception and execution. Consider the major issues of accountability and transparency. The process of producing the graded list of journals in science studies was overseen by a committee of four (the present membership is listed at <http://www.esf.org/research-areas/humanities/research-infrastructures-including-erih/erih-governance-and-panels/erih-expert-panels.html>). This committee cannot be considered representative. It was not selected in consultation with any of the various disciplinary organizations that currently represent our

field such as the European Association for the History of Medicine and Health, the Society for the Social History of Medicine, the British Society for the History of Science, the History of Science Society, the Philosophy of Science Association, the Society for the History of Technology or the Society for Social Studies of Science. Journal editors were only belatedly informed of the process and its relevant criteria or asked to provide any information regarding their publications. No indication has been given of the means through which the list was compiled; nor how it might be maintained in the future.

The ERIH depends on a fundamental misunderstanding of conduct and publication of research in our field, and in the humanities in general. Journals' quality cannot be separated from their contents and their review processes. Great research may be published anywhere and in any language. Truly ground-breaking work may be more likely to appear from marginal, dissident or unexpected sources, rather than from a well-established and entrenched mainstream. Our journals are various, heterogeneous and distinct. Some are aimed at a broad, general and international readership, others are more specialized in their content and implied audience. Their scope and readership say nothing about the quality of their intellectual content. The ERIH, on the other hand, confuses internationality with quality in a way that is particularly prejudicial to specialist and non-English language journals. In a recent report, the British Academy, with judicious understatement, concludes that 'the European Reference Index for the Humanities as presently conceived does not represent a reliable way in which metrics of peer-reviewed publications can be constructed' (Peer review: the challenges for the humanities and social sciences, September 2007; <http://www.britac.ac.uk/reports/peer-review>). Such exercises as the ERIH can become self-fulfilling prophecies. If such measures as the ERIH are adopted as metrics by funding and other agencies, then many in our field will conclude that they have little choice other than to limit their publications to journals in the premier division. We will sustain fewer journals, much less diversity and impoverish our discipline.

Along with many others in our field, this journal has concluded that we want no part of this dangerous and misguided exercise. This joint Editorial is being published in jour-

nals across the fields of history of science and science studies as an expression of our collective dissent and our refusal to allow our field to be managed and appraised in this fashion. We have asked the compilers of the ERIH to remove our journals' titles from their lists.

- Robert Fox (Notes and Records of the Royal Society)
- Hanne Andersen (Centaurus)
- Roger Ariew and Moti Feingold (Perspectives on Science)
- A. K. Bag (Indian Journal of History of Science)
- June Barrow-Green and Benno van Dalen (Historia mathematica)
- Keith Benson (History and Philosophy of the Life Sciences)
- Marco Beretta (Nuncius)
- Michel Blay (Revue d'Histoire des Sciences)
- Cornelius Borck (Berichte zur Wissenschaftsgeschichte)
- Geof Bowker and Susan Leigh Star (Science, Technology and Human Values)
- Massimo Bucciantini and Michele Camerota (Galilaeana: Journal of Galilean Studies)
- Jed Buchwald and Jeremy Gray (Archive for History of Exact Sciences)
- Vincenzo Cappelletti and Guido Cimino (Physis)
- Mark Clark and Alex Keller (ICON)
- Roger Cline (International Journal for the History of Engineering & Technology)
- Stephen Clucas and Stephen Gaukroger (Intellectual History Review)
- Hal Cook and Anne Hardy (Medical History)
- Leo Corry, Alexandre Métraux and Jürgen Renn (Science in Context)
- Brian Dolan and Bill Luckin (Social History of Medicine)
- Hilmar Duerbeck and Wayne Orchiston (Journal of Astronomical History & Heritage)
- Moritz Epple, Mikael Hard, Hans-Jörg Rheinberger and Volker Roelcke (NTM: Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin)
- Steven French (Metascience)
- Paul Farber (Journal of the History of Biology)
- Mary Fissell and Randall Packard (Bulletin of the History of Medicine)
- Jim Good (History of the Human Sciences)
- Willem Hackmann (Bulletin of the Scientific Instrument Society)
- Robert Halleux (Archives Internationales d'Histoire des Sciences)
- Bosse Holmqvist (Lychnos)
- Michael Hoskin (Journal for the History of Astronomy)
- Ian Inkster (History of Technology)
- Marina Frasca Spada (Studies in History and Philosophy of Science)

- Nick Jardine (Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences)
- Trevor Levere (Annals of Science)
- Bernard Lightman (Isis)
- Christoph Lüthy (Early Science and Medicine)
- Michael Lynch (Social Studies of Science)
- Stephen McCluskey and Clive Ruggles (Archaeoastronomy: the Journal of Astronomy in Culture)
- Peter Morris (Ambix)
- E. Charles Nelson (Archives of Natural History)
- Ian Nicholson (Journal of the History of the Behavioural Sciences)
- Kathy Olesko (Osiris)
- Liliane Perez (Documents pour l'Histoire des Techniques)
- Iwan Rhys Morus (History of Science)
- John Rigden and Roger H Stuewer (Physics in Perspective)
- Julio Samso (Suhayl: Journal for the History of the Exact and Natural Sciences in Islamic Civilisation)
- Simon Schaffer (British Journal for the History of Science)
- Norbert Shappacher (Revue d'Histoire des Mathématiques)
- Claire Strom (Agricultural History)
- Paul Unschuld (Sudhoffs Archiv)
- Peter Weingart (Minerva)
- Stefan Zamecki (Kwartalnik Historii Nauki i Techniki)
- Huib Zuidervaart (Studium. Tijdschrift Voor Wetenschaps- en Universiteitsgeschiedenis/Revue de l'Histoire des Sciences et des Universités)

This text has been agreed upon by the editors of over 50 journals of the history of science, technology, and medicine across the world. It is to appear in each of the journals listed as a protest against the European Science Foundation's initiative for a European Reference Index for the Humanities. The protest is not against the colleagues who have undertaken the grading or the particular evaluations they have put out. It is against the very principle of grading of journals, whoever performs the task and whatever principles are adopted. The editors who have signed 'Journals under threat' believe that such a process is unnecessary and potentially damaging to the interests of scholarship. They ask for their journals to be withdrawn from consideration for the purposes of the ERIH.

Quelle: The Royal Society, history of science, technology and medicine, downloaded from: <http://rsnr.royalsocietypublishing.org/content/63/1/1.full>, 15.12.2009

im Verlagsprogramm:

**Barbara Schwarze, Michaela David, Bettina Charlotte Belker (Hg.):
Gender und Diversity in den Ingenieurwissenschaften und der Informatik**

ISBN 3-937026-59-2, Bielefeld 2008, 239 S., 29.80 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

The European Reference Index for the Humanities: A reply to the Criticism

A need for a database of European journals

The European Science Foundation (ESF) is an association of research councils, research performing organisations and academies from 30 European countries. In 2001, researchers and delegates representing these member organisations convened in Budapest to debate the evaluation of scientific production in the Humanities. The background for this meeting was the need felt by European researchers for better databases than the ones that were in use at the time for accessing and assessing Humanities research. The majority of existing bibliometric instruments in the Humanities were and still are limited in coverage and tend to be centred on Anglo-American publications. Research conducted in national languages is not sufficiently covered. Furthermore there are specificities in the Humanities in terms of cultures of publication and traditions of citations, which make it meaningless to use many of the methods used in the other sciences.

At the Budapest meeting, the member organisations of the ESF reached the conclusion that:

- 1) the currently used AHCI (ISI-Thomson) was not an appropriate tool for assessment with respect to the (European) Humanities;
- 2) there was an urgent need for a European Reference Index for the Humanities as an additional tool for research assessment; and
- 3) the Standing Committee for the Humanities at the ESF should compile lists of European journals as a first step towards this end.

The ERIH project was thus not conceived as a bibliometric tool but as a database of journals aiming initially at identifying top-quality European research in the Humanities, published in academic journals in all European languages.

Methods of collecting and classifying information

Funding agencies, subject associations and specialist research centres across the continent were contacted and asked to identify journals publishing refereed articles of good quality, in all the domains of the humanities, and in all the different countries represented in the European Science Foundation. 15 expert panels were appointed with members suggested by the ERIH Steering Committee on the basis of recommendations from ESF Member Organisations, and in accordance with ESF's own database of highly qualified peer reviewers in the Humanities. Great care was taken to select solid scholars with an international reputation, and to cover as many sub-fields and linguistic areas as possible. The experts consisted mainly of university-based

academics (not professionals from the publishing world or librarians) in order to maintain the highest level of peer review quality assurance. Double membership from one country in one panel was avoided. Each panel's proposed list of journal was then verified by the ERIH Steering Committee; the process was validated by the entire ESF Standing Committee for the Humanities (SCH). It is therefore not correct – as stated in the Publishers' note, that "...the process of producing the graded list of journals in science studies was overseen by a committee of four".

The ERIH has from the start been very open to consultation, including methodological criticism, and has taken action to make the necessary amendments in order to further improve the quality of input for the future database, for example by ensuring increasingly more balanced coverage of subdisciplines in expert panels while aiming to maintain a high scholarly standing, and a balanced gender and geographical distribution of members. In order to avoid biases, ERIH has established a rotation of panel members every year.

The fear of misuse of the lists

When publishing the initial lists on the ESF website a clear warning was added to the effect that in their current form these lists should not be used for evaluation purposes. It is unmistakably stated that "as they stand, the lists are not a bibliometric tool. The ERIH Steering Committee and the Expert Panels therefore advise against using the lists as the only basis for assessment of individual candidates for positions or promotions or of applicants for research grants."

While it is necessary that peer review in the Humanities be informed by better data, we have repeatedly pointed out that any evaluation process entails much more than using a single indicator such as the ERIH lists. It is simply not correct, as maintained in the Publishers' Note, that the aim of the ERIH has been "...to provide funding bodies and other agencies in Europe and elsewhere with an allegedly exact measure of research quality". Neither has the ESF ever given the impression that the ERIH could or should fulfil such a role.

Humanities scholars are being presently evaluated in many different fora on the basis of inadequate instruments. This is especially the case for example for young scholars applying for grants under the "European Research Council" schemes. It is therefore prejudicial and damaging to prevent the construction of better tools for assessing and for making research in the Humanities more visible, also in other languages than English, no matter how unpleasant it might be to be subjected to evaluations and rankings.

Future developments and modifications

The lists displayed on the website are labelled 'initial lists'. They are to be continually updated by taking into account comments and feedback from editors, publishing houses, scientific associations, member organizations and other stakeholders. Yet, despite all warnings, even these initial lists are already being used and will continue to do so. This points to the urgency of improving the available tools, and to the fact that it is in every scholar's interest to contribute to their improvement. Staying away from these developments and placing an embargo on the ERIH will not lead to better working conditions and greater visibility of the Humanities in Europe.

Another issue, in addition to the above mentioned, where the criticism of the scientific communities was taken ad notam, is that of the categorization of the journals into A, B and C. We agree fully that it is important to distinguish the issues of quality from those of scope and audience. These were indeed the intentions of the ERIH in differentiating between international and national journals. Nevertheless, we understand and accept that these three categories could be misperceived as a kind of ranking. The ERIH is therefore in the process of rethinking this categorization in A, B, and C, and of remodelling it according to a division into international, national or regional.

Finally, monographs are most important in Humanities research. It is our intention to include them in the next stage of the project. ERIH is being constructed in a step by step manner, starting with peer-reviewed research journals, then moving on to the methodologically even more challenging task of including monographs (mainly series of monographs, conference proceedings, edited volumes, etc.).

It is the firm commitment and aspiration of the ESF and of its Standing Committee for the Humanities to improve this tool, which with all its imperfections is more comprehensive and informative than many of the measures that are currently being used.

ERIH is led by scholars for scholars and the feedback mechanism enables scholars to communicate their views directly to the Expert Panels, and to the Steering Committee. The feedback that is being submitted by individual scholars and scientists as well as by expert communities will have an important role in the updating of the "Initial Lists". In full recognition of the early stage of the process, and the shortcomings of the present version of the ERIH, we would like to ask the editors of journals to reconsider their decision not to contribute to the process, and to let the project benefit from their critique and comments.

Members of the ERIH Steering Committee:

- Gretty M. Mirdal, University of Copenhagen,
- Professor Alain Peyraube (Chair) CNRS and ERC Scientific Council,
- Prof. Ferenc Kiefer, Hungarian Academy of Sciences,
- Prof. Arto Mustajoki, University of Helsinki, Academy of Finland,
- Prof. Michael Worton, Vice-Provost, University College London.

Quelle: European Science Foundation, downloaded from

<http://www.esf.org/research-areas/humanities/research-infrastructures-including-erih/joint-response-to-criticism.html>, 9.12.2009

David Baume: Ein Referenzrahmen für Hochschullehre

NETTLE hat erforscht, was es bedeutet, ein Lehrender zu sein in der universitären/tertiären Ausbildung jenseits der Vielfalt und Fülle der Kulturen und Institutionen, die die Partner repräsentieren.

Diese Information wird genutzt, um bei der Entwicklung von Richtlinien die Entwicklung von Lehrkompetenzen adäquat berücksichtigen zu können und in diesem Zusammenhang Beispiele zu bieten, wie diese erworben werden können.

NETTLE hat 38 Partner in 29 europäischen Ländern.

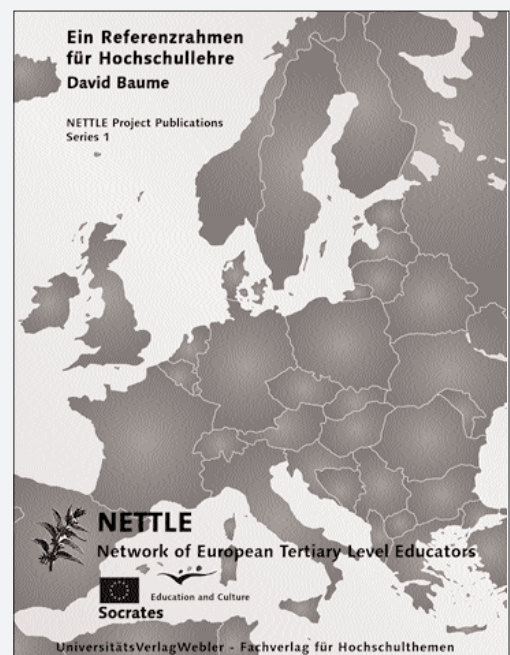
Die hauptsächlich aus Universitäten und Fachhochschulen stammenden Partner bilden eine Mischung aus Fachleuten für Bildungsentwicklung, Fachreferenten und professionellen Lehrenden.

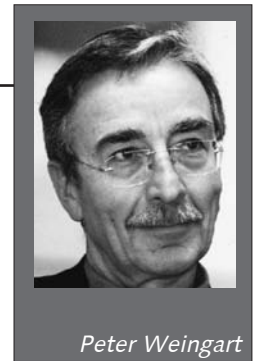
Ein Referenzrahmen für universitäre Lehre wurde vom NETTLE Thematic Network Project veröffentlicht.

NETTLE, Learning and Teaching Enhancement Unit, University of Southampton, UK

*ISBN 3-937026-53-3, Bielefeld 2008,
24 Seiten, 3,00 Euro*

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22





Peter Weingart

Gespräch mit Dr. Peter Weingart, Professor em., Institut für Wissenschafts- und Technikforschung, Universität Bielefeld über einen wissenschaftspolitischen Versuch der European Science Foundation (ESF), die europäische geisteswissenschaftliche Forschung aufzuwerten

QiW: Lieber Herr Weingart, Sie sind neben vielen Funktionen in der Wissenschaftsforschung und der Wissenschaftspolitik auch Herausgeber der Zeitschrift *Minerva*. Nun haben Sie zu Beginn dieses Jahres zusammen mit vielen anderen Herausgebern geisteswissenschaftlicher Zeitschriften in einer spektakulären Erklärung eine Art Notbremse gezogen, die sich wissenschaftspolitisch an die European Science Foundation (ESF) richtete. Über diesen Vorgang und seine Hintergründe würden wir mit Ihnen gerne ins Gespräch kommen.

Mit dem Projekt der ESF, ein europäisches System der Forschungsinformation bzw. einer Zitationsdatenbank aufzubauen, sollte einer Reihe von wissenschafts-kulturellen und sprachlichen Nachteilen begegnet werden, die das führende US-amerikanische System für nicht-amerikanische Autoren mit sich bringt. Das aufzubauende europäische System der Bewertung von Publikationen sollte die europäische Vielsprachigkeit und den Wert nationaler Wissenschaftssprachen berücksichtigen. Dieser Ansatz, den sich die ESF offensichtlich zu eigen gemacht hat, entspricht im Grundsatz vielfältigen Forderungen und könnte tatsächlich Defizite des bisherigen Systems überwinden.

Der Weg allerdings, der von der ESF zur Lösung eingeschlagen wurde, stößt auf heftigen Protest der geisteswissenschaftlichen Zeitschriften und richtet sich gegen den in Entwicklung befindlichen European Reference Index for the Humanities (ERIH). Im Frühjahr 2009 haben 56 überwiegend geisteswissenschaftliche, mit der Geschichte der Naturwissenschaften, insbesondere auch der Geschichte der Medizin, befasste Zeitschriften gegen den European Reference Index for the Humanities (ERIH) protestiert. Schriftleiter renommierter Zeitschriften - darunter auch Sie - haben eine gemeinsame Erklärung unterzeichnet, in der zunächst noch einmal das Ziel des ERIH hervorgehoben wird, in möglichst allen europäischen Sprachen höchste Forschungsqualität in den Geisteswissenschaften zu identifizieren und ihr mehr Sichtbarkeit zu verschaffen. ERIH soll zum Rückgrat eines Forschungsinformationssystems werden, in dem laufend solche Zuordnungen vorgenommen werden sollen. Was war zunächst aus wissenschaftspolitischer Perspektive Positives an diesem Versuch hervorzuheben? Können Sie noch einmal etwas zu den Defiziten sagen, die mit dem neuen europäischen Ansatz gerade bei den Geisteswissenschaften behoben werden sollten?

Peter Weingart (PW): Die Absicht, die geisteswissenschaftliche Forschung in Europa international sichtbarer zu machen, ist angesichts der unzureichenden Repräsentation dieser Forschung in den bestehenden Datenbanken zu begrüßen.

QiW: Das ganze konkret vorliegende Konzept des ERIH und seine Durchführung werden aber nun von diesen Zeitschriften für verfehlt erklärt. Angegriffen wird die Intransparenz der Willensbildung und Entscheidungsstruktur, werden deren mangelnde Verantwortlichkeit und Repräsentativität, in der so ein Projekt voran getrieben wurde. Wie ist denn der European Research Council vorgegangen? Hat er eher eine kleine Projektgruppe bevorzugt, deren Ergebnis dann als Vorschlag den großen Organisationen zur Weiterberatung vorgelegt werden sollte - und die Zeitschriften wollten deren Mitsprache von Anfang an? Das Mandat, die entsprechenden Beratungsgremien zu besetzen, wird allein den großen Wissenschaftsorganisationen zugesprochen. Völlig unklar sei geblieben, wie die jetzt vorliegende Liste zustande gekommen sei und wie sie in Zukunft weiter geführt werden soll. Kann man also von einem Konflikt in der Willensbildung und Einflussnahme sprechen?

PW: So ist es. Die Auswahl der mit der Entscheidung über die Qualität der Zeitschriften befassten Personen war nicht nachvollziehbar, weder prozessual noch im Ergebnis.

QiW: Attackiert werden vor allem die gewählten Methoden des ERIH, nämlich die existierenden Zeitschriften in drei Qualitätsklassen einzuteilen (wieso gerade drei?), um dadurch letztlich zu Qualitätsurteilen (und implizit Förderempfehlungen) über Artikel zu kommen allein aufgrund der Tatsache, dass diese Artikel in der entsprechenden Güteklasse erschienen sind. Ist das ein vertretbares Vorgehen?

PW: Alle Verfahren dieser Art, nach Qualität zu klassifizieren, sind fragwürdig bzw. beliebig. Was sind die Kriterien, wie lassen sie sich für verschiedene Disziplinen vergleichbar machen, wer hat die Definitionsmacht?

QiW: Begreiflicherweise fragen die Zeitschriften auch nach transparenten Kriterien zu ihrer Zuordnung zu den drei Güteklassen. Das würde eine eigene Evaluation aller einbezo-

genen Zeitschriften durch kompetente und akzeptierte Experten bedingen, die dann anhand der Ergebnisse in einem Ranking endet. Sind diese Einzelheiten bzgl. deren Kriterien bekannt?

PW: Mir nicht.

QiW: Die Unterzeichner halten ERIH ein fundamentales Missverständnis der Kriterien und der Art und Weise vor, wie in den Geisteswissenschaften publiziert wird. Damit werden Grundfragen der Bewertung geisteswissenschaftlicher Forschung angesprochen. Zeitschriften können in ihrer Qualität nicht von ihren Inhalten und von der Art und Weise getrennt werden, in der begutachtet wird. Bedeutende Forschung kann irgendwo und in irgendeiner Sprache publiziert werden. Sie werden bei Betrachtung nur einiger etablierter Zeitschriften u.U. nicht erfasst. Die großen Durchbrüche werden eher in randständigen, dissidenten Medien erscheinen als im wohl etablierten mainstream. Die Unterzeichner tragen vor: Das Ziel des Ganzen, in möglichst allen europäischen Sprachen höchste Forschungsqualität in den Geisteswissenschaften zu identifizieren, würde verfehlt. Würden Sie das aus Ihrer Sicht bestätigen?

PW: Ja.

QiW: Die Zeitschriften argumentieren weiter, der Ansatz gehe von untereinander sehr ähnlichen, auf jeden Fall vergleichbaren Zeitschriften aus. Das sei gerade nicht der Fall. Jede erfülle eine andere, gleich wichtige Aufgabe, die nicht in eine Rangreihe zu bringen sei. Die Schriftleitungen betonen, dass ihre Zeitschriften "are various, heterogeneous and distinct. Some are aimed at a broad, general and international readership, others are more specialized in their content and implied audience. Their scope and readership say nothing about the quality of their intellectual content." Dem wird eine zweite Dimension der Kritik hinzugefügt: "The ERIH, on the other hand, confuses internationality with quality in a way that is particularly prejudicial to specialist and non-English language journals." Damit wird das Problem der Qualitätsbewertung mit Publikationen aus unterschiedlich großen Sprachräumen nicht gelöst. Auch die Spezialität des Themas ist ein gewichtiger Faktor. Hier ist wieder das von mir schon mehrfach angeführte Beispiel zu nennen: Forscht und schreibt jemand über Ernährungsprobleme der Welt, über Wasserversorgung, Klimawandel, Gesundheit, Tierschutz, so sind deutlich mehr Menschen interessiert; der Beitrag hat viel größere Chancen, internationale Beachtung zu finden, als eine exzellent durchgeführte und scharfsinnig schlussfolgernde Forschung zur „Entwicklung des Flachsenbaus als Rohstoff der Leinenerzeugung in der Grafschaft Ravensberg zu Beginn der Industrialisierung in Deutschland". Also erneut: kann auf diesem Wege Qualität der Forschung überhaupt erfasst werden?

PW: Das muss daran scheitern, dass es in den Geisteswissenschaften keine identifizierbaren Paradigmen gibt, die es erlauben würden, komplexitätsreduzierende Qualitätsrankings entlang so einfacher Indikatoren wie Zitationen zu bilden. Die Alternative ist die Abbildung der vielstimmigen Einschätzungen in den jeweiligen ‚communities‘.

QiW: Die Folgen eines solchen Vorgehens seien gravierend, erklären die Kritiker: "Such exercises as ERIH can become self-fulfilling prophecies. If such measures as ERIH are adopted as metrics by funding and other agencies, then many in our field will conclude that they have little choice other than to limit their publications to journals in the premier division. We will sustain fewer journals, much less diversity and impoverish our discipline." Das gemeinsame editorial mit dem Protest werde in ihren Zeitschriften publiziert "as an expression of our collective dissent and our refusal to allow our field to be managed and appraised in this fashion." Daher haben die unterzeichneten Zeitschriften beschlossen, ERIH aufzufordern, ihre Titel ganz von der Liste zu nehmen. Ein wissenschaftspolitisch bisher wohl einmaliger Vorgang.

PW: ESF behauptet, es seien keine politischen Verwendungen beabsichtigt. Das ist entweder grenzenlos naiv angesichts der Entwicklung der vergangenen Jahre, oder es ist Rosstäuscherei. Wie sie selbst in ihrer Reaktion schreibt: „Yet, despite all warnings, even these initial lists are already being used and will continue to do so. This points to the urgency of improving the available tools, and to the fact that it is in every scholar's interest to contribute to their improvement. Staying away from these developments and placing an embargo on the ERIH will not lead to better working conditions and greater visibility of the Humanities in Europe." Mit anderen Worten: die Gefahr wird zugegeben, also muss man mitmachen, um Schlimmeres zu verhindern? In Australien werden Zeitschriftenrankings angeblich bereits als Grundlage für die Bemessung finanzieller Leistungszulagen verwendet. Wenn sie es noch nicht getan hat sollte sich die ESF mit den vielfältigen unbeabsichtigten Folgewirkungen vertraut machen, die die Verwendung von bibliometrischen und vorgeblich objektivierten Indikatoren inzwischen zeitigen.

QiW: Die von den Zeitschriften vorgebrachten Einwände sind gravierend und in dieser Form wohl auch zutreffend. Aber die Aussage, „so geht es nicht!" reicht nicht aus - wie können die Schlussfolgerungen aussehen? Es ist nicht unbedingt Aufgabe der Zeitschriften, diese Frage zu beantworten, da sie „nur“ Instrumente der jeweiligen Fachgemeinschaft sind. Das muss die Wissenschaft selbst beantworten. Hier stellen sich zunächst die Fragen, a) ob die Einteilung der existierenden Zeitschriften in drei Qualitätsklassen angesichts ihrer Vielschichtigkeit funktionieren kann, b) welche konsensfähigen Kriterien der jeweiligen Zuordnung zugrunde liegen und c) ob von da aus der einfache Schluss auf die Qualität der dort publizierten Aufsätze zulässig ist. Halten Sie die Problematik bezüglich der Zeitschriften für lösbar?

PW: Zum einen muss man konstatieren, dass sich das ganze Unternehmen an den Naturwissenschaften orientiert und aus dem selbstgemachten Problem ergibt, die europäischen Geisteswissenschaften müssten international sichtbar werden. Viele geisteswissenschaftliche Forschung ist kulturell, sprachlich und national spezifisch. Wo sie es nicht ist, kennen sich die ‚communities‘, und gerade die europäischen Geisteswissenschaftler müssen sich nicht sorgen.

Wenn Qualitätssicherung das Ziel ist – angesichts der aus finanziellen Gründen notwendigen Begrenzung von Forschung legitim – könnte man z.B. bei den Qualitätssicherungsverfahren der Zeitschriften ansetzen. Da gibt es bei den Geisteswissenschaften Nachholbedarf.

QiW: Lege ich den Text vor allem des Eingangsteils der Erklärung zugrunde, dann liegt der Eindruck nahe, hier werde das alte Spiel gespielt, quantitative und qualitative Merkmale gegeneinander auszuspielen und sie als sich wechselseitig ausschließend darzustellen. Und die qualitativen Merkmale hinter einen interpretativen Schleier der nicht fixierbaren Größen zu ziehen. Das mündet früher oder später in die zugespitzte Frage ein, ob sich Qualität in den Geisteswissenschaften nicht beurteilen lässt. (Was wohl kaum jemand behaupten wird.) Diesem wissenschaftspolitisch fatalen Eindruck muss wohl - auch im wohlverstandenen Interesse der beteiligten Wissenschaftsdisziplinen selbst - der missverständliche Anlass entzogen werden. Es geht doch wohl darum, die real existierenden Beurteilungskriterien transparent zu machen und sie logisch widerspruchsfrei zu formulieren. Die Geisteswissenschaften sollen weder aus ihren Wertigkeiten gerissen, noch von außen bestimmt werden. Hier geht es nicht darum, andere Beurteilungsmerkmale zu benutzen als bisher, auch nicht weniger, aber (in einem breiten Repertoire) stetig die gleichen, was ein Anwachsen im Zuge wissenschaftlicher Weiterentwicklung

nicht ausschließt. Und die Kriterien sind zu prüfen, indem sie den Forderungen der Objektivität, Reliabilität und Validität ausgesetzt werden. Scharf formuliert: sie aus ihrem vorwissenschaftlichen Status zu holen, allerdings eine Arbeit, die nur von ihnen selbst (zusammen mit einigen kritischen Wegbegleitern als konstruktiven Dialogpartnern) geleistet werden kann.

PW: Man sollte die Rationalisierbarkeit solcher Kriterien nicht überschätzen. Andererseits ist sicher richtig, dass sich die Geisteswissenschaften nicht jeder Rechenschaftslegung entziehen können unter Verweis auf ihre Nichtbewertbarkeit. Aber wenn es wirklich nur um Rechenschaft gegenüber der Öffentlichkeit geht, muss das innerwissenschaftliche Urteil sichtbar gemacht werden.

QiW: Können Sie uns etwas zu den Wirkungen sagen, die die gemeinsame Erklärung gehabt hat? Zeichnet sich eine Lösung ab?

PW: Ich habe über Wirkungen bisher nichts gehört, außer der Reaktion der ESF selbst.

QiW: Herr Weingart, wir danken für diese Aufklärung.

Gesprächspartner auf Seiten der QiW war Wolff-Dietrich Webler.

Anke Hanft (Hg.): Grundbegriffe des Hochschulmanagements



Das Buch liefert grundlegende Informationen zu Managementkonzepten und -methoden sowie zu den derzeit diskutierten Reformansätzen im Hochschulbereich. Erstmals werden dabei auch die durch den Einsatz der Informations- und Kommunikationstechnologien in Lehre und Administration ausgelösten Veränderungen umfassend berücksichtigt.

Etwa 100 Begriffe werden in alphabetischer Reihenfolge erläutert. Durch vielfältige Querverweise und ein umfassendes Stichwortverzeichnis ist sichergestellt, dass der Leser schnell und gezielt auf die ihn interessierenden Informationen zugreifen kann.

ISBN 3-937026-17-7, Bielefeld 2004,
2. Auflage, 525 Seiten, 34.20 Euro

Bestellung - E-Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Brief des Vorsitzenden des Deutschen Historikerverbandes an die Mitglieder des VHD

**An die Mitglieder des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands,
An die Geschäftsführenden Direktoren der Historischen Institute und Seminare**

Liebe Mitglieder des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, liebe Direktoren der Historischen Seminare und Institute, liebe Kolleginnen und Kollegen, eine Steuerungsgruppe des Wissenschaftsrats hat den Wunsch, ein Forschungsrating für das Fach Geschichte durchzuführen. Dabei will sie ähnlich wie bei früheren Ratings in der Soziologie und der Chemie auch die Fachgesellschaften einbeziehen und ist deswegen an den Vorstand und Ausschuss des Verbandes der Historikerinnen und Historiker Deutschlands (VHD) mit der Aufforderung herangetreten, kurzfristig Mitglieder für eine sogenannte Bewertungsgruppe zu benennen.

Der neue Ausschuss des VHD hat sich darüber intensiv ausgetauscht. Um eine fundierte Entscheidung treffen zu können, scheint es ihm sinnvoll, zunächst einen ergebnisoffenen Diskussionsprozess über das Rating einzuleiten und das Für und Wider der geplanten Pilotstudie in der Fachöffentlichkeit breit zu debattieren.

Folgt man den programmatischen Aussagen des Wissenschaftsrates, so zielt das Rating darauf ab, neue und zeitgemäße Instrumente der Selbstbeobachtung in den Wissenschaftsdisziplinen zu entwickeln. Unterschiedliche Fächergruppen sollen jeweils differenziert und nach einem von Vertretern der Fächer selbst ausgehandelten Kriterienkatalog bewertet werden. Auf diese Weise, so das erklärte Ziel des Wissenschaftsrates, sollen Bewertungsverfahren für die Forschung entwickelt werden, die sehr viel aussagefähiger, aber auch rationaler gestaltet seien als bisherige Verfahren.

Da die Details des Ratings und vor allem die Modi der Bewertung erst in Zusammenarbeit mit der Bewertungsgruppe, also im Austausch mit den Fachvertretern entwickelt werden sollen, zeichnen sich derzeit nur einige Tendenzen ab: So werden wohl absolute Zahlen (Absolventen, Drittmittel etc.) eine Rolle spielen, aber auch qualitative Beurteilungen. Jeweils zwei Angehörige der Bewertungsgruppe sollen sich durch eine exemplarische Analyse von wissenschaftlichen Arbeiten, die von den Betroffenen selbst auszusuchen seien, ein Urteil über Originalität, Innovationskraft, Gründlichkeit der Recherche etc. bilden. Es ist davon die Rede, dass ca. 50 Seiten pro Einheit/Forscher (darunter ggf. Ausschnitte aus Monographien) ausreichen. Das Ganze wird zusammengefasst werden in einem nach verschiedenen Dimensionen differenzierten System der Bewertung, das an Schulnoten angelehnt ist.

Dieses Verfahren versteht sich als eine Pilotstudie, die allerdings veröffentlicht werden soll, so dass verschiedene Entscheidungsträger ebenso wie die Öffentlichkeit jederzeit Zugriff auf die Ergebnisse haben werden. Das Fach „Geschichte“ wurde stellvertretend für die Geisteswissenschaften ausgewählt, für die nun VHD c/o Prof. Dr. Werner Plumpe Grüneburgplatz 1 – 60629 Frankfurt am Main – nach den Sozialwissenschaften (Soziologie) und den Naturwissenschaften (Chemie) – ein solches Rating erstmals erprobt werden soll. Laut Wissenschaftsrat bietet sich unser Fach hierfür besonders an, weil es disziplinär gut abgegrenzt und gut vernetzt sei; man vermutet ferner, dass sich hier positive Ergebnisse zeigen würden und damit die Geisteswissenschaften insgesamt einen Reputationsgewinn durch das Rating verzeichnen könnten. Hinzu komme, dass es in der Geschichte besonders viele außeruniversitäre Institute gebe, die (erstmalig) auch in ein solches Rating einbezogen werden sollen. Grundsätzlich hält der Wissenschaftsrat das Rating sinnvoll, weil nur die Ergebnisse derartiger quantitativer Studien der Politik, die nach der Qualität der Geisteswissenschaften frage, vermittelt werden könnten. Wenn das nicht in dieser Form geschehe, seien die Geisteswissenschaften insgesamt bedroht. Informationen und Argumente des Wissenschaftsrats sind unter <http://www.wissenschaftsrat.de/Arbeitsprogramm/arbeitsprogramm.html> und http://www.his.de/publikation/seminar/Benchmarking/Benchmarking_Lange.pdf abrufbar.

Es liegt auch eine Publikation zu den ersten Ratings vor. Der Ausschuss des VHD ist dem Wissenschaftsrat dankbar, dass er bestrebt ist, Forschungsqualität nicht allein auf der Grundlage von Drittmitteln oder von Evaluationen durch fachfremde Akteure zu bewerten. Wir erkennen an, dass der Wissenschaftsrat darüber hinaus geht, bestehende Verfahren (einschließlich solcher, die in anderen Ländern Anwendung finden) nicht schematisch auf die Geisteswissenschaften übertragen will, sondern um Kriterien ringt, die der deutschen Wissenschaftskultur wie auch den jeweiligen Fachkulturen besser gerecht werden sollen. Gleichwohl bestehen gut begründbare Zweifel, ob das geplante Verfahren tatsächlich geeignet ist, einen hinreichenden Eindruck von der Qualität des Faches zu vermitteln. Ferner ist strittig, ob der Aufwand, den wir für die Durchführung des Ratings treiben müssten, sich auch angesichts der Vielzahl von Evaluationen, mit denen wir konfrontiert werden, wirklich lohnen wird. Überdies beschleicht viele Fachvertreter die Sorge, dass Ergebnisse, die nur Momentaufnahmen sein können und in die ein starkes subjektives Moment eingeht, zum Missbrauch einladen, zumal sie mit der Autorität des Wissenschaftsrates versehen sein werden. Ferner bestehen grundsätzlich Zweifel daran, ob es sinnvoll ist, so weit auf

die Forderung nach quantifizierbaren Daten einzugehen. Auf der letzten Mitgliederversammlung unseres Verbandes in Dresden hat sich keine eindeutige Position der Mitglieder abgezeichnet; neben derartigen Bedenken und konsequent ablehnenden Positionen wurden Argumente vorgebracht, die eine Beteiligung des VHD rechtfertigen bzw. nahelegen können. Vor diesem Hintergrund erscheint es uns zwingend erforderlich, diese Diskussion aufzugreifen und unter Einbeziehung möglichst vieler Mitglieder fortzuführen. Einen ersten wichtigen Schritt hierfür stellt das konstruktive Gespräch dar, das der Ausschuss des VHD den auf seiner letzten Sitzung mit Prof. Strohschneider, dem Vorsitzenden des Wissenschaftsrats, und Dr. Rainer Lange, dem zuständigen Mitarbeiter in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates geführt hat. Daran anknüpfend wenden wir uns nun an die Mitglieder des Verbandes und an die Historischen Institute bzw. Seminare, um einen Eindruck vom Meinungsbild unter Kolleginnen und Kollegen zu gewinnen. Ferner soll bis zur nächsten Ausschusssitzung im Februar der Relaunch unserer Website vorbereitet sein, der auch die Möglichkeit bieten wird, Diskussionsforen einzurichten. Für den Sommer denken wir an eine Podiumsdiskussion in Berlin. Erst dann erscheint es uns sinnvoll, eine Entscheidung darüber zu fällen, ob wir uns als Verband am Rating beteiligen oder nicht.

Wir ermuntern Sie ausdrücklich, sich aktiv einzubringen, denn uns scheint schon in dem ergebnisoffenen Diskussionsprozess über zeitgemäße und angemessene Formen der Bewertung von wissenschaftlicher Qualität und der Steuerung von Wissenschaft ein großer Wert zu liegen. Allzu oft wurde Hochschulpolitik in den letzten Jahren überstürzt betrieben; sie war häufig intransparent und ging über die Köpfe der Beteiligten hinweg. Wir möchten Sie daher bitten, in Ihren Instituten und Seminaren die Problematik zu diskutieren und uns als einzelne Mitglieder oder als Institute mitzuteilen, wie Sie dazu stehen, sich an diesem Forschungsrating zu beteiligen.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Werner Plumpe

Quelle:
<http://www.vhd.gwdg.de/pdf/2009-01-mitgliederbrief2.pdf>,
veröffentlicht: 22. Dezember 2008,
abgerufen: 15.12.2009

Copyright (c) 2007 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved.
This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders.
For permission please contact h-soz-u-kult@h-net.msu.edu.

Peter Viebahn: Lernerverschiedenheit und soziale Vielfalt im Studium Differentielle Hochschuldidaktik aus psychologischer Sicht



Mit der Einführung der gestuften Studiengänge und der Internationalisierung der Ausbildung hat sich das Bildungsangebot von Hochschulen in hohem Maße ausdifferenziert und es werden zunehmend unterschiedliche Studierendengruppen angesprochen. Diese Entwicklung konfrontiert die Hochschuldidaktik in verschärfter Weise mit der grundsätzlichen Problematik: Wie kann die Lernumwelt Hochschule so gestaltet werden, dass dort ganz unterschiedliche Studierende ihr Lernpotential entfalten können? Eine Antwort auf diese Frage gibt diese Arbeit. Sie führt in das Konzept der Differentiellen Hochschuldidaktik ein. Im allgemeinen Teil werden hochschuldidaktisch relevante Modelle zur Individualität des Lernens (z.B. konstruktivistischer Ansatz) und die bedeutsamen psychischen und sozialen Dimensionen studentischer Unterschiedlichkeit in ihrer Bedeutung für das Lernen erläutert. Im angewandten Teil wird eine Vielzahl von konkreten Anregungen zur Optimierung des Lernens für die verschiedenen Lernergruppen geboten.

Ein Autoren- und ein Sachwortverzeichnis ermöglichen eine gezielte Orientierung.

Dieses Buch richtet sich an Hochschuldidaktiker, Studienplaner und Lehrende, die einen produktiven Zugang zur Problematik und Chance von Lernerheterogenität finden wollen.

ISBN 3-937026-57-6, Bielefeld 2008, 225 Seiten, 29.80 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Reihe: Motivierendes Lehren und Lernen in Hochschulen:
Praxisanregungen

Werner Plumpe



Werner Plumpe

Stellungnahme zum Rating des Wissenschaftsrates aus Sicht des Historikerverbandes

Beim nachfolgenden Beitrag handelt es sich um meine Stellungnahme für den Historikerverband im Rahmen eines am 4. April 2009 vom Wissenschaftsrat in Bonn abgehaltenen Workshops über disziplinäre Forschungsratings.

I.
Die Diskussion zum Forschungsrating wird im Historikerverband seit dem Sommer 2008 intensiv geführt. Ende Juni 2008 lehnten Vorstand und Ausschuss des Verbandes eine Teilnahme einstimmig ab, übergaben das Problem der letztgültigen Entscheidung aber der Mitgliederversammlung in Dresden und den dort neuzuwählenden Leitungsgremien. Im Vorfeld des Dresdner Historikertages wurde der Wissenschaftsrat über den Stand der Diskussion im Verband informiert. Die angebotene Möglichkeit, das Verfahren in Dresden erneut zu erläutern, nahm der Wissenschaftsrat an. Im Anschluss an diese Erläuterungen kam es zu einer kontroversen Diskussion in der Mitgliederversammlung, die ohne Entschließung endete. Insofern blieb der Beschluss vom Sommer 2008 in Kraft. Anfang Dezember 2008 führten Vorstand und Ausschuss des Verbandes mit Peter Strohschneider, dem Vorsitzenden des Wissenschaftsrates, eine offene und konstruktive Diskussion zur Frage des Ratings und sagten zu, im Anschluss an eine öffentliche Debatte im Sommer 2009 endgültig zu entscheiden, ob der Historikerverband das Rating unterstützen wird. Der Verband informierte daraufhin seine Mitglieder über das Verfahren und bat um Stellungnahmen auch von Seiten der Historischen Institute. Bis heute ist eine Anzahl von Stellungnahmen eingegangen, die in der großen Mehrzahl das Verfahren ablehnen bzw. sehr skeptisch sehen und eine Teilnahme von erheblichen Vorbedingungen abhängig machen. Die Zahl der Befürworter, die es gibt, ist geringer; auch hier wird das Rating zumeist nur unter bestimmten Bedingungen befürwortet. Von acht Seminaren, die sich bisher geäußert haben, lehnen sechs eine Teilnahme ab. Die Debatte wird fortgeführt werden; Ende Mai 2009 soll in Berlin auf einer Podiumsdiskussion zum Thema noch einmal öffentlich diskutiert werden, bevor am 4. Juli 2009 in der gemeinsamen Sitzung von Vorstand und Ausschuss des Historikerverbandes eine endgültige Entscheidung über die Unterstützung bzw. Ablehnung des Ratings durch den Verband fallen wird. Auch ein zustimmendes Votum würde aber nicht bedeuten, dass alle Institute zu einer Beteiligung bereit sein werden. Eine Anfrage an den Wissenschaftsrat wäre, wie mit der Möglichkeit, dass eine nicht ganz geringe Zahl von Instituten sich verweigert, umgegangen werden soll.

II.
Die Befürworter des Verfahrens argumentieren in aller Regel *ex negativo*, das heißt, sie beurteilen eine Nichtteilnahme des Verbandes am Rating als nachteilig für das Fach Geschichtswissenschaft im bundesweiten Wettbewerb um die Zuweisung von Ressourcen und öffentlicher Reputation. Da das Rating des Wissenschaftsrates zudem durch Fachkollegen getragen werde, könne in diesem Rahmen außerdem ein mäßigender Einfluss auf das Bewertungsverfahren ausgeübt werden, der in konkurrierenden, durchweg abgelehnten Ranking- und Ratingverfahren fehle. Zur Frage, ob Ratings und dann auch ggf. das angestrebte Rating des Wissenschaftsrates an sich sinnvoll seien, wird in der Regel keine Stellung bezogen. Die Argumentation geht folgerichtig in die Richtung zu sagen, da Ratings nicht vermeidbar und unter Umständen folgenreich seien, sei es das beste, wenn man ein Verfahren wie das des Wissenschaftsrates unterstütze, da man sich hiermit auch gegen konkurrierende Verfahren wertender und messender Amateure wehren könne.

III.
Die ablehnenden Stimmen erkennen an, dass der Versuch des Wissenschaftsrates durch die Bereitschaft der Einbeziehung qualitativer Beurteilungen aufgrund des Oeuvres zu einem Rating zu kommen, ihn deutlich von vergleichbaren Unternehmen absetzt. Dennoch haben sie vielfältige Bedenken. Zunächst wird grundsätzlich der Sinn und die Bedeutung des Ratings in positiver Hinsicht bezweifelt. Hier könne es allein aufgrund der Unmöglichkeit, ein dynamisches Fach wie die Geschichtswissenschaft parametrisch gleichsam in einer Momentaufnahme abzubilden und wertend zu erfassen, zu keinen sinnhaften Resultaten kommen. Was dabei herauskomme, seien teilweise quantifizierte, immer aber parametrisierte Informationen für politische Diskussions- und Entscheidungsprozesse, die gemessen an der Realität des Faches unterkomplex seien, der Politik aber das Gefühl des Informiertseins durch die Wissenschaft selbst vermittelten. Auf diese Weise bediene der Wissenschaftsrat letztlich die politische Illusion, Wissenschaft lasse sich parametrisch durch das Setzen bestimmter Anreize steuern, und fördere damit die Herausbildung und Verfestigung strategischer Verhaltensweisen, die zumindest in den Geisteswissenschaften die akademische Kultur zerstörten. Das Fach habe es aber weder nötig noch sei es im eigenen Interesse verpflichtet, die gefährlichen Illusionen der derzeit politisch hegemonialen Strömungen zu bedienen.

Sodann fragen sich viele Kollegen, wie – unterstellt, ein Rating sei an sich möglich – es unter den vorgesehenen Bedingungen überhaupt zu sinnvollen Ergebnissen kommen könne. Zumindest müsste das Rating von nun an in regelmäßigen Abständen wiederholt und zu identischen Bedingungen durchgeführt werden, um das sich dauernd ändernde Fach überhaupt abbilden und einigermaßen zutreffende Aussagen machen zu können. Punktaufnahmen, die zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung schon nicht mehr aktuell seien, könne niemand ernsthaft wollen, würden aber faktisch zementiert, da die Daten nach ihrer Publikation nicht mehr kontrollierbar seien, obgleich auch der Wissenschaftsrat anerkenne, dass das Verfahren noch in einem Versuchsstadium ist. Wenn überhaupt, sei ein solches Verfahren nur in einem regelmäßigen Rhythmus durchzuführen. Dies aber absorbiere derart große Kapazitäten, dass sich viele Historikerinnen und Historiker nicht nur fragen, ob Aufwand und Ertrag in einem angemessenen Verhältnis stehen, sondern wie unter diesen Bedingungen gleichzeitig exzellente Forschung, vorzügliche Lehre und eine verbesserte Selbstverwaltung bei gleichzeitiger laufender Änderung der Lehr- und Studienordnungen und deren permanenter Evaluation überhaupt praktisch durchgeführt werden können. Das Rating sei mithin nicht nur problematisch; bezogen auf die Verbesserung der Bedingungen an den Universitäten sei es geradezu kontraintentional. Sodann machen sich unsere Kolleginnen und Kollegen große Sorgen darüber, ob die sachliche, gegenständliche und methodische Vielfalt, ja Heterogenität unserer Disziplin in einem schematischen und schematisierenden Verfahren überhaupt angemessen zum Ausdruck gebracht werden kann. Insgesamt bestehen mithin neben der grundsätzlichen Skepsis auch erhebliche Zweifel an der Praktikabilität des vorgesehenen Ratings. Skepsis und Zweifel begründen daher zusammen die Haltung, den Verband zur Ablehnung des geplanten Ratings aufzufordern.

IV.

Nimmt man die vielen skeptischen Stimmen und Überlegungen zusammen, dann schält sich eine Anzahl von Punkten heraus, die in jedem Fall zu berücksichtigen sind, sollte es trotz aller Zweifel zum Rating kommen. Ich benenne nur einige prominente Punkte, andere können in der Diskussion ergänzt werden:

- die jeweilige finanzielle und institutionelle Lage der zu begutachtenden Einheiten ist differenziert ins Kalkül zu nehmen;
- die spezifischen Standortfaktoren der unterschiedlichen Universitäten und Forschungsstätten sind zu berücksichtigen;
- es ist genau anzugeben, auf welche Ressourcen der historischen Seminare das Forschungsrating zugreifen wird;

- die Zahl der gutachtenden Kollegen ist entsprechend der Heterogenität des Faches hoch anzusetzen; die gutachtenden Kolleginnen und Kollegen benötigen ausreichend Zeit für ihre Arbeit, insbesondere durch die Gewährung zusätzlicher Freisemester;
- die Beteiligung von Emeriti am Verfahren ist zu vermeiden;
- eine Begrenzung der herangezogenen Texte auf 50 Seiten ist nicht sinnvoll; gerade umfangreiche Monographien können den Höhepunkt eines wissenschaftlichen Oeuvres bilden und sind in den meisten Teilen der Geschichtswissenschaft international besonders anerkannt. Sie müssen daher angemessen einbezogen werden, was durch eine probenweise Lektüre nicht geschehen kann; bei der Bewertung von Beiträgen in Zeitschriften ist auf dort u.U. genutzte Rankinglisten zu verzichten;
- die Lage des wissenschaftlichen Nachwuchses ist gesondert zu berücksichtigen;
- die Situation der kleinen Fächer ist angemessen zu berücksichtigen, u.a. bei der Gutachterausswahl;
- es ist sicherzustellen, dass die Ergebnisse des Ratings transparent verwendet werden;
- insgesamt ist das Verhältnis von Aufwand und Ertrag genau zu bedenken.

Zusammenfassend kann ich daher im Moment nur sagen, dass der Diskussionsprozess läuft, die Stellungnahmen außerordentlich heterogen sind, aber insgesamt Skepsis und Zweifel doch überwiegen. Keinesfalls kann der Historikerverband zum jetzigen Zeitpunkt seine Beteiligung zusage; es ist sehr gut denkbar, aber nicht prognostizierbar, dass er im Sommer zu einem negativen Ergebnis kommt. Wir hoffen, in der Diskussion der kommenden Wochen mehr Klarheit zu gewinnen, damit dann im Sommer eine verantwortliche Entscheidung fallen kann.

Quelle: H-Net, Clio-online, Werner Plumpe (Historisches Seminar, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt)
veröffentlicht: 18.05.2009
abgerufen: 15.12.2009

Copyright (c) 2007 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact h-soz-u-kult@h-net.msu.edu.

■ **Werner Plumpe**, Vorsitzender des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, E-Mail: w.plumpe@em.uni-frankfurt.de

im Verlagsprogramm erhältlich:

Peer Pasternack: Politik als Besuch

ISBN 3-937026-40-1, Bielefeld 2005, 253 Seiten, 29.70 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Lutz Raphael



Lutz Raphael

Probleme und Chancen der Forschungsbewertung im Fach Geschichte

Indikatoren gestützte Evaluationen von Forschungsleistung spielen auch in den Geisteswissenschaften trotz aller berechtigten Skepsis und verständlicher Widerstände bereits zum jetzigen Zeitpunkt eine große Rolle. Die folgenden Überlegungen gehen von der pragmatischen Einschätzung aus, dass der in Politik wie Gesellschaft insgesamt zu beobachtende Trend, sich auf Ratings/Rankings und andere indikatoren gestützte Verfahren vergleichender Leistungsmessung zu verlassen bzw. sie zur Basis weiterer Aushandlungsprozesse und Entscheidungen zu machen, weder aufzuhalten noch per se negativ ist. Solche Verfahren knüpfen an die Alltagspraxis wissenschaftsinterner Bewertungen - von der Benotung studentischer Leistungen, von Dissertationen bis hin zu Gutachten in Berufungsverfahren und bei Projektanträgen - an. Die möglichst fachgerechte, wissenschaftsadäquate Gestaltung dieser Prozesse sollte dementsprechend im Mittelpunkt der Kontroversen stehen.

Aus der Perspektive der betroffenen Wissenschaftler bzw. ganzer Fächer bzw. Fächergruppen geht es vor allem darum, konkret die Spielräume für eine autonome Gestaltung solcher Evaluationsprozesse zu erweitern und die zur Zeit erkennbaren Fehler bei der Übertragung sachfremder Kriterien und Bewertungsperspektiven auf die Geisteswissenschaften zu korrigieren.

Welche spezifischen Probleme muss nun ein Evaluationsverfahren im Fach Geschichte berücksichtigen? Mir scheinen mindestens sieben Punkte von besonderer Bedeutung:

1. Das Spannungsverhältnis zwischen Einzelforschung und Verbundforschung

Ganz ähnlich wie im Fach Soziologie, das Gegenstand einer Pilotstudie zum Forschungsrating seitens des Wissenschaftsrats war, ist die Wahl geeigneter Forschungseinheiten ausgesprochen problematisch. Im Fach Geschichte existiert nicht erst seit der finanziellen und administrativen Reduktion von Forschungschancen und -ressourcen aus der Grundausstattung von Hochschulinstituten bzw. -lehrstühlen eine Tradition koordinierter Forschung. Man denke nur an die außeruniversitären Forschungsinstitute wie das frühere Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, das Institut für Zeitgeschichte in München, aber auch viel ältere Organisationen historischer Forschung wie die Monumenta Germaniae Historica oder die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Auch die universitären Einrichtungen des Faches kennen vielfältige Formen koordinierter Forschung. Bislang beste-

hen in der Fachcommunity konträre Bewertungen über Sinn und Nutzen solcher Verbundforschung mehr oder weniger unverbunden nebeneinander. Die kreative Einzelleistung wird fachintern häufig in Übereinstimmung mit tief sitzenden und gut tradierten Vorurteilen allein dem Pol individueller Forschung fernab vom Getriebe der drittmittelgetriebenen Projektwelt zugerechnet. Insbesondere DFG-Sonderforschungsbereiche oder ähnliche großformatige Forschungsverbünde müssen mit einer besonders kritischen Prüfung ihres Innovationspotentials rechnen. Demgegenüber ist daran zu erinnern, dass gerade auch projektförmige Forschung wichtige Impulse in der Geschichtswissenschaft gegeben hat. Das Bild einer durch die Abhängigkeit von Drittmitteln intellektuell verarmenden mainstream-Historiographie ist ebenso einseitig wie empirisch anfechtbar. Eine nüchterne Bilanz der größeren Verbundforschung für die Geschichtswissenschaft steht einfach noch aus. Eigene Forschungen zur Geschichte der Annales-Historiographie haben mir gezeigt, dass neben der immer wieder gern angeführten Figur des singulären Gelehrten gerade der in organisierten Arbeitszusammenhängen forschende Historiker die Entwicklung des Faches intellektuell markiert hat. Gerade die hochschulpolitische Hebelwirkung eingeworbener Drittmittel blockiert aber eine sachgerechte Diskussion dieser unterschiedlichen Forschungsformate.

Angesichts dieser Lage wäre es von großem Nutzen, wenn Evaluationen im Fach Geschichte zum einen das Ausmaß von Forschung in den Forschungseinheiten anhand der Zahl geförderter Projekte bzw. dort abgeschlossener Dissertationen/Habilitationen ermitteln, aber andererseits auch eine präzisere Bewertung bzw. Bilanzierung größerer Projektzusammenhänge ermöglichen.

2. Die fachspezifischen Publikationsformen

Die Geschichtswissenschaft kennt nach wie vor eine Vielfalt von Publikationsformen, die per se keinerlei Qualitätsgefälle erkennen lassen. Dementsprechend eignen sie sich nicht zur Berechnung quantitativer Indikatoren. Auch im Fach Geschichte kommt keine Evaluation an der Bewertung von Texten vorbei: Fachgutachter müssen lesen, die Auswahl der entsprechenden Texte wird also entscheidend sein. Hier wäre meines Erachtens eine Kategorisierung der vielen unterschiedlichen Textformate hilfreich. Die Pluralität der Publikationsformen hat sogar mit der Etablierung fachspezifischer elektronischer Publikationen noch zugenommen, so dass für eine fach- und sachgerechte Bewertung aktueller

Forschungsleistungen weder eine Beschränkung auf Aufsätze in wenigen, als „erst“ klassig klassifizierten Fachzeitschriften (nach dem Muster von A-, B-Journals etc.), noch auf Printmedien eine sichere Grundlage darstellen würde. Offensichtlich ist es aber angesichts dieser Vielfalt unabdingbar, wenigstens Mindeststandards zu definieren, was als Fachpublikation Berücksichtigung finden kann. Hier wird wohl nur das Kriterium des peer review Verfahrens für alle Periodika (print wie elektronisch) eine sichere Startgrundlage liefern können.

Für eine differenzierte vergleichende Bewertung der Texte und auch die Darstellung der Bewertungsergebnisse wiederum kann es sehr sinnvoll sein, nach Typen von Forschungsbeiträgen zu differenzieren. Ausgangspunkt können etablierte, ältere Klassifizierungsmodelle sein. So existierte lange Zeit das auch international kanonisierte Schema: Aufsätze in Fachzeitschriften oder Monographien im Buchformat dienen der Darstellung von Forschungsergebnissen. Klassiker in der Kategorie des Forschungsbuchs sind dabei die überarbeiteten, in anerkannten Reihen publizierten Dissertationen und Habilitationen geworden. Rein quantitativ haben sie erheblich zugenommen, ihre Präsenz und Relevanz in der Fachkommunikation ist aber sehr heterogen, in erheblichem Maß wird die Aufmerksamkeit der Fachkollegen durch das Renommee der Reihen und Verlage gesteuert. Etabliert ist schließlich auch das Handbuch bzw. der Handbuchartikel als Form der Synthese und der Darstellung des Forschungsstandes. Eher randständig und vielfach nicht als Forschungsleistung anerkannt waren in diesem älteren Modell programmatische Forschungsaufrisse bzw. Beiträge zu Fragen von Theorie und Methode. Die Überzeugungskraft dieses Modells beruhte und beruht in erheblichem Maße auf einem empiristischen bzw. positivistischen Vorverständnis, dessen theoretische Grundlagen seit längerem im Fach umstritten sind. Mit der wachsenden Pluralität von Forschungsansätzen hat sich auch in dieser Hinsicht das Feld der Publikationen weiter ausdifferenziert. So ist inzwischen auch in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft die im Umfang und Anmerkungsapparat knappere Synthese meist in Taschenbuch-/Paperbackformat getreten, die sowohl für den Lehrbetrieb wie für die Fachkommunikation über den kleinen Kreis der Spezialisten hinaus gedacht ist. Gerade auf diesem Feld sind in den letzten zehn bis 15 Jahren die überraschendsten Neuentwicklungen zu beobachten gewesen. Dieses Syntheseformat erweist sich auch viel stärker als das klassische Handbuch als Ort der Innovation, weil dort neue Perspektiven erprobt, Geschichte(n) zuweilen neu- und umgeschrieben werden. Deutlich an Gewicht zugenommen hat schließlich auch der Forschungssessay – sowohl als Beitrag in Fachjournalen wie auch als Buch. Gerade die wachsende Pluralisierung geschichtswissenschaftlicher Forschungsansätze in den letzten drei Jahrzehnten hat hier ihren Niederschlag gefunden. Für eine Evaluierung von Forschungsleistungen wäre eine Differenzierung in entsprechende Dimensionen (Spezialforschung/ Synthesen/Konzepte) sehr hilfreich, da dies ermöglichen würde, die ganz unterschiedlichen Profile und Stärken/Schwächen von Forschungseinheiten sichtbar zu machen. Auch die Auswahl von Publikationen könnte damit gesteuert werden. Eine schwierige Frage ist es, ob Publikationen bzw. Beiträge für Reihen, die explizit für die

universitäre Lehre geschrieben werden und in ihrem Format diesem Ziel entsprechend der Reproduktion bekannten Wissens erste Priorität einräumen, als eigenständige Form der Forschungskommunikation behandelt werden sollten. Angesichts des wissenschaftspolitischen Ziels, die Qualität der Lehre zu verbessern, wäre eine solche explizit eigenständige Kategorisierung sicherlich von strategischer Bedeutung.

3. Typen der Forschungsleistung

Schließlich muss die Evaluation von Forschungsleistungen in der Geschichtswissenschaft auch der Tatsache gerecht werden, dass – relativ unabhängig von der Wahl der Publikationsformate – die einzelnen Forscher und Forschungseinrichtungen arbeitsteilig ganz unterschiedliche Aspekte dieser fachspezifischen Gesamtleistung bedienen. In der Geschichte der Geschichtswissenschaft bewährt hat sich zum Beispiel die Unterscheidung zwischen der „Erfindung“ oder Exploration eines neuen Forschungsfeldes einerseits, der Untersuchung eines bereits etablierten, aber materialiter noch „unbekannten“ Untersuchungsfeldes andererseits (letztere ähnelt dem, was Kuhn „Normalwissenschaft“ genannt hat). Bei beiden Grundtypen gibt es jedoch offensichtlich unterschiedliche Qualitätskriterien: im Fall der Normalwissenschaft gibt es offenkundig den Grenzfall der „Nach“forschung, also der bloßen Wiederholung etablierter Forschungsansätze an immer kleinteiligeren und zudem weitgehend bereits erforschten, das heißt bekannten Gegenständen. Der Grenzfall ist bekanntlich dann erreicht, wenn es bereits internationale Forschungsergebnisse zu einem Problem/Sachverhalt gibt, aber nur noch nicht in der deutschen Forschung! Andererseits gehört zur zukunftssträchtigen und damit hoch zu bewertenden Erschließung neuer Forschungsgebiete neben der theoretischen Konstruktionsleistung einer neuen Fragestellung (den inzwischen zur Mode gewordenen turns) auch die angemessene Behandlung methodischer Anschlussfragen (ein nahe liegendes Exempel liefert zum Beispiel die Diskursanalyse) und die materialgesättigte Erprobung. Mit Blick auf die breit diskutierten Folgewirkungen von Evaluationen wären gerade zwei typische Gefährdungen guter historischer Forschung durch diese beiden entgegengesetzten Trends, einerseits die modische Originalitätssuche auf Kosten der aufwändigeren und nur mittelfristig erreichbaren Etablierung neuer Forschungsfelder und andererseits die innovationsfeindliche Weiterführung längst hinreichend erforschter Themen und Zusammenhänge beobachtbar. Davon wäre langfristig eine Korrektur naturwüchsiger Fehlentwicklungen zu erhoffen.

4. Internationalität der Forschung

Dieses Kriterium ist ebenso unbestritten wie ungeklärt. Faktisch wird auch auf internationaler Ebene die Geschichtswissenschaft nach wie vor vom Primat nationalgeschichtlicher Perspektiven dominiert. Dies hat bereits weitreichende Folgen für die nationalspezifische Besetzung von Forschungsfeldern und die Herausbildung von besonderen Forschungsprofilen in den einzelnen nationalen Historikerfeldern. Internationale und nationale Wahrnehmung von Forschung stehen dabei zuweilen im umgekehrten Verhältnis zueinander – ohne dass dies Rückschlüsse über die Qualität

der Forschung zuließe. Die kulturelle und politische Bedeutung des Faches auf nationalstaatlicher Ebene schlägt sich nicht zuletzt darin nieder, dass sich das Fach nach wie vor der Landessprache bei der Präsentation ihrer Ergebnisse bedient. Jede Bevorzugung fremdsprachiger Publikationen, zumal in englischer Sprache würde vor allem dazu dienen, die deutschsprachige Geschichtswissenschaft als Teil eines anderen, praktisch eines angelsächsischen Historikerfeldes (dieses ist aber nicht identisch mit der internationalen Geschichtswissenschaft) neu zu definieren. Für einzelne Forschungsgebiete mag dies angemessen sein, eine generelle Übertragung würde aber ein aktuell weitgehend forschungsfernes Kriterium einführen und damit die Ergebnisse verzerren. Dementsprechend prekär sind nach wie vor international vergleichende Beurteilungen nach quantitativen Kriterien. Angesichts der großen Unterschiede innerhalb des Faches wäre es aus meiner Sicht am besten, den Aspekt der Internationalität nur dort systematisch zur Geltung zu bringen, wo er etwas über die fachliche Bewertung der jeweiligen Forschung aussagt – bei der Bewertung der Forschungstexte: sie sollte sich an Qualitätsstandards orientieren, die allgemeine, das heißt internationale Anerkennung in den Zentren der Geschichtsforschung finden. Internationalität heißt in diesem Fall nicht schlicht Vernetzung mit ausländischen Fachkollegen, sondern Qualitätsmessung an internationalen Standards. Die sachgerechte Anwendung dieses Kriteriums ist also konkret im Wesentlichen an die Kompetenz und Urteilsfähigkeit der Gutachter gebunden.

5. Zeiträume der Evaluation

Nach wie vor herrscht große Unklarheit darüber, in welchen Zeiträumen Evaluationen in den Geisteswissenschaften sinnvoll sind. Offensichtlich besteht die Gefahr der Evaluationitis, also des sachfremden Rankings in viel zu kurzen Abständen. Rhythmus und Tempo von Forschung im Fach Geschichte lässt sich recht gut an der Dauer ablesen, die für sehr gut bewertete Dissertationen wie für Habilitationen üblich sind. Hier liegt der Durchschnitt deutlich über vier Jahren, rechnet man die Zeit bis zur Publikation hinzu, dauert es also in der Regel sechs bis sieben Jahre, bevor innovative Leistungen kommuniziert werden und ihre Wirkung im Fach entfalten. Erst dann sind sie verlässlich bewertbar. Trotz aller Moden, die im Fach kurzfristige Spuren hinterlassen, spricht (noch) nichts dafür, dass sich die Zeiten verkürzt hätten, die individuelle Vorhaben wie drittmittelförderte Projekte benötigen, um neue Erkenntnisse hervorzubringen. Technologische Innovationen haben hier keine Beschleunigung gebracht. Deshalb sind seriöse, das heißt aber nach dem bisher Gesagten arbeitsaufwändige Evaluationen nur in längeren Zeitabständen (sieben bis zehn Jahren) sinnvoll. Sie können so etwas wie nationale Leistungsbilanzen darstellen, welche es erlauben, die laufende Praxis interner wie externer Bewertungen spezifischer Forschungsleistungen zu „eichen“ und Instituten wie einzelnen Forschern dabei helfen, eine nüchterne Analyse von Stärken und Schwächen vorzunehmen.

6. Auswahl der Gutachter

Die Qualität einer fachinternen Evaluation, die eben mehr ist als die Zusammenstellung unsicherer quantitativer Indikatoren, hängt in entscheidendem Maße von der Qualität

des Fachgutachtergremiums ab. Die angemessene fachliche Vertretung der einzelnen Teildisziplinen ist eine erste Voraussetzung - hier bieten aus meiner Sicht jedoch die Tendenzen zur Aufrechterhaltung der Einheit des Faches in der Lehre sowie zur Kooperation der Teildisziplinen in Forschungsprojekten eine gute Grundlage. Kompliziert stellt sich sicherlich die Frage der Abgrenzung im Bereich der Wissenschaftsgeschichte dar, während die Medizin- und Rechtsgeschichte als - vielfach randständige - Teildisziplinen von Rechtswissenschaften und Medizin zu gelten haben und nur sehr schwer nach denselben Regeln fachlich begutachtet werden könnten wie die geschichtswissenschaftlichen Teilfächer. Ein solches Gremium wird deshalb anknüpfen können an die etablierten Repräsentationspraktiken im Historikerverband und in der DFG. Ebenso stark beachtet werden müsste jedoch auch die angemessene Vertretung der unterschiedlichen Forschungsansätze im Fach. Gerade auch in aktuellen Forschungstendenzen sich artikulierende neuere Theorien und Konzepte dürfen in einem insgesamt die Pluralität der Fachströmungen repräsentierenden Fachgremium nicht fehlen. Für diesen Aspekt wie auch andere Gesichtspunkte einer fairen Evaluation wird auch eine angemessene Berücksichtigung der unterschiedlichen Altersgruppen bzw. "Generationen" innerhalb des Faches von Gewicht sein.

7. Transfer

Die Geschichtswissenschaft ist in vielfältiger Weise in die Geschichtskultur der Bundesrepublik eingebunden. Einzelne Historiker, aber vielfach ganze Forschungseinrichtungen übernehmen auch Aufgaben bei der Begutachtung und Gestaltung von Ausstellungen, Denkmälern, Museen, Publikationen, audiovisuellen Produktionen usw. Dieses weite Feld der Transfers von Forschungsergebnissen in Kultur und Politik ist sicherlich nicht selbst unmittelbar als „Forschung“ zu bezeichnen, steht aber in vielfach engem Zusammenhang zu ihr und gehört zweifellos auch zu den genuinen Aufgaben des Faches und sollte bei einer Evaluation der Leistungen beobachtet und gewichtet werden. Eine Vermischung mit genuinen Forschungsleistungen wäre aber aus meiner Sicht sachfremd, eine schlichte Ausklammerung dieser Aufgaben der Geschichtswissenschaft andererseits nicht angemessen. Hier wäre an das Pilotprojekt im Bereich der Soziologie anzuknüpfen, um diese „dritte“ Dimension der Wissensvermittlung und des Transfers von Forschungsergebnissen sachgerecht einzubeziehen.

Quelle: H-Net, Clio-online
<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1106&type=diskussionen>,
 veröffentlicht: 20.05.2009
 aufgerufen: 15.12.2009

Copyright (c) 2007 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved.
 This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders.
 For permission please contact h-soz-u-kult@h-net.msu.edu.

■ Dr. Lutz Raphael, Professor für Neuere und Neueste Geschichte, Universität Trier,
 E-Mail: raphael@uni-trier.de

Stellungnahme des Verbandes der Historikerinnen und Historiker Deutschlands (VHD) zum Pilotprojekt des Wissenschaftsrates „Forschungsrating in den Geisteswissenschaften“

Der VHD würdigt grundsätzlich das Bemühen des Wissenschaftsrates, die Geisteswissenschaften in Deutschland zu fördern. Anerkennung findet dabei das Anliegen, die Fachverbände aktiv bei der Verständigung über disziplinäre Standards zu beteiligen und in gemeinsamer Arbeit disziplinspezifische Kriterien für Forschungsqualität zu erarbeiten. Dem geplanten Rating kann der VHD gleichwohl nicht zustimmen. Die Mehrheit der historischen Institute und Seminare, die zu dieser Frage Stellung genommen haben, äußert substantielle Bedenken. Zu den wichtigsten Argumenten gehören die unklaren Kriterien und die nicht absehbaren Konsequenzen eines Ratings, das als Pilotprojekt mit explorativem Charakter konzipiert ist und dessen Repräsentativität und Reichweite daher gar nicht exakt bestimmt werden kann. Abgesehen davon wurden Fragen der Gewinnung von geeigneten Gutachtern, des zeitlichen Mehraufwandes, der ungenügenden Berücksichtigung von Standorten und von Spezifika der Teildisziplinen innerhalb der Geschichtswissenschaft aufgeworfen wie auch die Schwierigkeit betont, die sich aus der konzeptionellen Ausdifferenzierung des Faches ergibt.

Die Historikerinnen und Historiker Deutschlands sind sich ihrer Verantwortung bewusst, gegenüber der Öffentlichkeit

Rechenschaft über ihr Tun abzulegen. Sie stellen sich seit langem Bewertungen und erkennen auch an, dass der Wissenschaftsrat nach Wegen sucht, um derzeit dominierenden allgemeinen Evaluationen fachspezifische Verfahren der Bewertung wissenschaftlicher Leistung entgegenzusetzen. In Zusammenarbeit mit anderen Fachverbänden und dem Wissenschaftsrat wird sich der Verband der Historikerinnen und Historiker deshalb in angemessener Form an der Suche nach geeigneten Konzepten und an ergebnisoffenen Diskussionen über die Möglichkeit der Entwicklung und Messung von Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften beteiligen.

Quelle Copyright: H-Net, Clio-online, Simone Lässig, Verband der Historikerinnen und Historiker Deutschlands, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1172&type=diskussionen>
veröffentlicht: 07.07.2009

Copyright (c) 2007 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact h-soz-u-kult@h-net.msu.edu.

Otto Kruse, Eva-Maria Jakobs, Gabriele Ruhmann (Hg.):
Schlüsselkompetenz Schreiben
Konzepte, Methoden, Projekte für Schreibberatung und Schreibdidaktik an der Hochschule

Schreiben ist eine Schlüsselkompetenz für Studium, Wissenschaft und alle akademischen Berufe.

Der Band informiert darüber, was unter Schreibkompetenz zu verstehen ist und wie sich die Kunst des akademischen Schreibens systematisch vermitteln lässt.

Er gibt einen Überblick über den Stand der Schreibdidaktik an deutschen und europäischen Hochschulen sowie über viele konkrete Arbeitsformen, Methoden und Projekte.

ISBN 3-937026-07-X,
Bielefeld 2003, 2. Auflage, 333 Seiten, 24.50 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22



Steuerungsgruppe Forschungsrating entwickelt Bewertungskriterien für geisteswissenschaftliche Forschung

Die für die Weiterentwicklung des Forschungsratings verantwortliche Steuerungsgruppe hat die Entscheidung des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, das Forschungsrating nicht zu unterstützen, mit Bedauern zur Kenntnis genommen. Der Verband verzichtet damit auf die Gelegenheit, stellvertretend für die Geisteswissenschaften an der Entwicklung eines angemessenen Ratingverfahrens maßgeblich mitzuwirken. Die Steuerungsgruppe vertritt die Auffassung, dass eine Verständigung über disziplinäre Standards und die Entwicklung geeigneter Bewertungsverfahren und -kriterien notwendig ist, wollen die Geisteswissenschaften den an sie bislang herangetragenen Kriterien wie Drittmittel- und Publikationsstatistiken nicht länger alternativlos ausgesetzt bleiben.

Angesichts der Vorbehalte, die der Historikerverband gegenüber einer exemplarischen Erprobung des Forschungsratings in den Geschichtswissenschaften geltend gemacht hat, hat die Steuerungsgruppe nun beschlossen, zunächst fächerübergreifend geeignete Bewertungskriterien für ein Ratingverfahren in den Geisteswissenschaften zu entwickeln. Zu diesem Zweck wird sie eine Unterarbeitsgruppe einsetzen, die geeignete Rahmenbedingungen der Bewer-

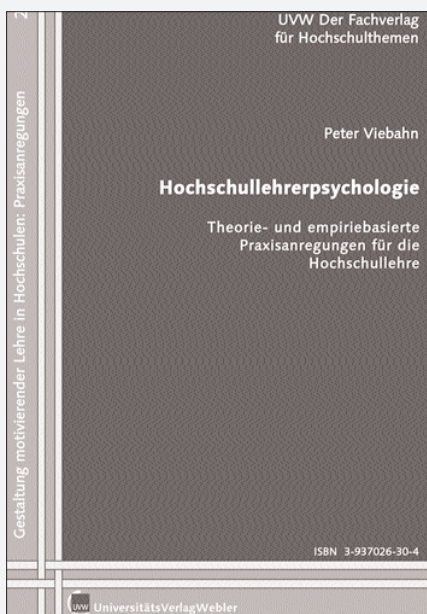
tung geisteswissenschaftlicher Forschung definieren und fachspezifisch angemessene Bewertungskriterien erarbeiten soll. Um die Vielfalt der Forschungspraktiken berücksichtigen zu können, werden Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Geisteswissenschaften eingeladen, sich daran zu beteiligen. Die Unterarbeitsgruppe soll ihre Arbeit im Herbst dieses Jahres aufnehmen und im Frühjahr 2010 Ergebnisse vorlegen.

Bei dem Forschungsrating handelt es sich um ein vom Wissenschaftsrat entwickeltes, neuartiges Verfahren zur wissenschaftsgeleiteten und fachspezifischen Bewertung von Forschungsleistungen. Es wurde in einer Pilotstudie in den Fächern Soziologie und Chemie erprobt und wird derzeit in der Elektro- und Informationstechnik weiterentwickelt.

Weitere Informationen sind verfügbar unter:
www.forschungsrating.de.

Quelle: Wissenschaftsrat,
http://www.wissenschaftsrat.de/presse/pm_2209.pdf,
veröffentlicht: 24.07.2009
aufgerufen: 15.12.2009

Peter Viebahn: Hochschullehrerpsychologie Theorie- und empiriebasierte Praxisanregungen für die Hochschullehre



Dieser Band ist die erste Buchveröffentlichung, die die Funktion von Lehrenden an der Hochschule in ihren vielschichtigen Beziehungen systematisch untersucht und in den Mittelpunkt einer psychologischen Betrachtung stellt. Der Hochschullehrer wird sowohl als handelndes Subjekt wie auch in seinem sozialen Kontakt zu Studierenden und in seiner Verflechtung mit der Institution Hochschule analysiert. Die verstreut vorliegenden empirischen Forschungsbefunde zur Hochschullehrerpsychologie werden im Rahmen dieses integrativen Konzepts aufgearbeitet und zur Grundlage für vielfältige Anregungen zur Verbesserung der Lehrpraxis genutzt.

Dieses Buch richtet sich vor allem an Psychologen, Pädagogen und Hochschuldidaktiker, die an einem Überblick über die verschiedenen Formen des Lehrverhaltens und die Rolle und Arbeitsbedingungen von Lehrenden an der Hochschule interessiert sind. Aber auch für betroffene Lehrende, soweit sie sich über die psychologische Seite ihres Berufes und über theoretisch begründete Arbeitshilfen informieren möchten, ist dieses Buch sehr empfehlenswert.

ISBN 3-937026-31-2, Bielefeld 2004, 298 Seiten, 29.50 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Gespräch mit Dr. Mathias Pätzold, Generalsekretär der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsen (WKN) über niedersächsische Erfahrungen mit der Bewertung geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung



QiW: Herr Pätzold, auf europäischer Ebene einerseits (bei dem Versuch, einen European Reference Index for the Humanities zu entwickeln) und in der Bundesrepublik andererseits findet eine ziemlich kontroverse Debatte um die Bewertung (nicht Messung) geisteswissenschaftlicher Forschung statt (hier im Zusammenhang mit dem Wissenschaftsrat). Nun haben sie selbst einen geistes- und sozialwissenschaftlichen Hintergrund und seit langem mit Forschungsevaluation zu tun. Können Sie diese Konflikte nachvollziehen?

Mathias Pätzold (MP): Offen gestanden kann ich die Konflikte im Großen und Ganzen nicht ganz nachvollziehen, denn, wie von Ihnen richtig formuliert, geht es um Bewertung, nicht um Messung. Andere innerwissenschaftliche Bewertungsverfahren existieren ja seit langem, und ohne sie könnte und würde der Wissenschaftsbetrieb gar nicht funktionieren. Ich denke dabei an Berufungsverfahren, an das peer-review-gestützte Publikationswesen, an wissenschaftsgestützte kompetitive Auswahlverfahren bei Projektanträgen wie etwa der DFG oder der VolkswagenStiftung. Evaluationsverfahren unterscheiden sich von diesen wissenschaftsinternen Bewertungen manchmal nur dadurch, dass sie nicht aus der Wissenschaft heraus, sondern nicht selten seitens der Politik initiiert sind. Aber gerade vor diesem Hintergrund ist ein Fach auch mit dem Ratingverfahren des Wissenschaftsrats aus meiner Sicht gut bedient – auch die Geschichtswissenschaften, die die Teilnahme am Rating abgelehnt haben. Denn dieses Verfahren ist ja als seriöse und wissenschaftsgestützte Alternative zu den methodisch umstritteneren und stärker weltanschaulich vorgeprägten Rankings zu begreifen. Es sind wichtige und ernst zu nehmende Argumente auf beiden Seiten vorgebracht worden, aber in der Summe und angesichts des wohlüberlegten und transparenten und äußerst komplexen Vorgehens des Wissenschaftsrats kann ich etwa die Haltung des Historikerverbandes nicht ganz nachvollziehen.

Hier mögen auch psychologische Gründe, die nicht kleingedredet werden sollen, mitspielen. Es mag hier, wie kürzlich von Uwe Schimank formuliert, nicht zuletzt um Identitäten gehen. Wissenschaftler mögen sich in Ihrem Verständnis von grundgesetzlich garantierter Freiheit von Forschung und Lehre beeinträchtigt sehen.

Daher ist aus meiner Erfahrung die Konzeption und Durchführung der Verfahren äußerst relevant. Wenn diese nicht ordentlich vorbereitet und vermittelt sind, können sie mehr

als Sanktion denn als Chance begriffen werden. Das ist nicht immer rational, aber es ist eine Realität. Daher sind die WKN-Verfahren auch stärker entwicklungs- und nicht kontrollorientiert ausgerichtet.

QiW: Die Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen hat nun gerade einen wichtigen Aspekt der Erfahrungen mit ihren jahrelangen Forschungsevaluationen der Öffentlichkeit in einer Broschüre vorgelegt. Hier geht es speziell um die fachspezifische Anpassung der Forschungsindikatoren. In dem Vorwort spielen Sie auf die oben genannten Konflikte an und schreiben sehr selbstbewusst: „Um kaum ein Thema wird in wissenschaftsinternen und wissenschaftspolitischen Diskursen derzeit so heftig gerungen wie um Bewertung, Bewertbarkeit und Vergleichbarkeit unterschiedlicher wissenschaftlicher Leistungen. Es mag bei diesen mit Vehemenz geführten Diskussionen hilfreich sein, einen Blick in die Norddeutsche Tiefebene zu werfen, wo die Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen (WKN) für eben jenes Bundesland von 1998 bis 2008 auf vergleichsweise niedriger Erregungsstufe flächendeckend Forschungsevaluationen mit hoher „Tiefenschärfe“, d.h. bis „hinunter“ zur Einzelprofessur, durchgeführt hat. „Wege des Verfahrens und der Verfahrensumstände, so urteilen Sie weiter, hätten entscheidend zu dem Ergebnis beigetragen. „Und eben hier mögen Ursachen für den geringen Geräuschpegel liegen, den die Evaluationen unter den meisten der Betroffenen ausgelöst haben.“ Sie haben doch nicht etwa Kritik an der Vorgehensweise an anderer Stelle üben wollen?

MP: Lassen Sie mich zunächst einige Worte zu der angesprochenen Broschüre sagen. Sie hat den Titel: „Von Agrar bis Wirtschaftswissenschaften: Alle über einen Leisten? Zu Forschungsevaluationen in Niedersachsen und ihren fachspezifischen Kriterien“. Die WKN hat die Forschung in nahezu allen Fächern in Niedersachsen landesweit evaluiert. Wir stellen in dieser Broschüre dar, wie die Kriterien in diesen Forschungsevaluationen jeweils fächerspezifisch interpretiert und angepasst wurden. Dieses geschah jeweils durch eine Kommission aus entsprechenden Fachexperten. Die Broschüre kann bei der WKN bestellt oder unter „Publikationen“ von unserer Homepage heruntergeladen werden (www.wk.niedersachsen.de).

Nun zu Ihrer Frage: Nein, mein Anliegen war es nicht, Kritik an anderen Verfahren zu üben, zumindest nicht an dem

Ratingverfahren des WR. Im Gegenteil: Ich halte das WR-Unterfangen für sehr gut vorbereitet, sehr gründlich, sehr transparent – deshalb gibt es natürlich auch andere Probleme. Ich kann mir auf Grund des Aufwandes nicht vorstellen, wie ein solches Verfahren auf Dauer und flächendeckend installiert werden könnte. Aber das ist nicht Gegenstand Ihrer Frage.

Unser sachliches Anliegen war es, die Bedeutung der fächerspezifischen Anpassung der Bewertungskriterien besonders hervorzuheben. Es ist ein wichtiges Merkmal eines recht komplexen Verfahrens, das in Niedersachsen im Zusammenspiel von Hochschulen, vertreten durch die LHK, der Wissenschaftspolitik, vertreten durch das MWK, über die von beiden geschaffene Institution WKN, die ausschließlich wissenschaftsgestützt arbeitet, langfristig erfolgreich installiert werden konnte.

Die hohe Akzeptanz des Verfahrens hängt sicher nicht unerheblich damit zusammen, dass in der Gewichtung der Bewertungskriterien die jeweiligen Fächerkulturen berücksichtigt wurden und dadurch der wissenschaftlichen Eigenlogik nicht eine externe Schablone aufgezwungen wurde.

QiW: Ich gratuliere Ihnen zu dieser Publikation. Sie liefert in der Tat mit den Ergebnissen der Diskussion von rund 250 auch international renommierten Wissenschaftlern in den Kriterienkapiteln der jeweils evaluierten Disziplin wertvolle Argumente und Verfahren zur Bewertung von Forschungsleistungen quer über die Disziplinen hinweg. Wo sehen Sie den Hauptbeitrag zur kontroversen Evaluationsdiskussion?

MP: Danke. Lob hört man gern. Wir wären mit der Broschüre gern noch eher in die Öffentlichkeit getreten, aber wir wollten uns dieses Geschenk für die Verabschiedung von Prof. Mlynek als langjährigen Vorsitzenden der WKN aufheben. Ihm ist die Broschüre gewidmet.

Die Diskussion wird ja in der Tat sehr breit geführt. Der Wissenschaftsrat ist bereits erwähnt worden. Ein großes Verdienst gebührt aber auch der Alexander von Humboldt-Stiftung mit ihren Veröffentlichungen zu unterschiedlichen Publikationskulturen. Mit ihrem Diskussionspapier „Publikationsverhalten in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen“ (Diskussionspapier der AvH-Stiftung, erw. Auflage 12/2009) hat die AvH-Stiftung im Herbst 2008 bereits einen wichtigen Beitrag zur Frage der Disziplinenunterschiede in Evaluationen geleistet.

Die Veröffentlichung der WKN schließt thematisch im Grunde daran an, behandelt aber nicht nur das Bewertungskriterium der Publikation, sondern alle in die Evaluation einfließenden Kriterien.

Zu Ihrer Frage nach dem Hauptbeitrag unserer Veröffentlichung: den sehen wir erstens in einer Versachlichung der Debatte; weiter in dem Nachweis, dass differenzierte Bewertungen nicht nur notwendig, sondern möglich sind; und drittens – und das ist hier der zentrale Punkt – darin, gezeigt zu haben, dass es möglich ist, von allgemeinen Bewertungskriterien auszugehen und diese dann für die jeweilige Disziplin zu spezifizieren. Es zeigt sich, dass Evaluationsverfahren gut beraten sind, kontextspezifisch vorzugehen. Dazu haben wir in unseren Verfahren das Fachwissen der Peer-Gutachter genutzt, die selbst zu der jeweiligen Fachkultur gehören und somit in der Lage sind, die Kriterien an

den Kontext ihres Faches anzupassen. Unser Beitrag ist es also, das erste Mal für nahezu alle Fächer die spezifischen Kontexte für ihre Begutachtung darzustellen.

QiW: Die Geisteswissenschaften gelten als in ihren Leistungen ganz besonders schwer evaluierbare Wissenschaften, u.a., weil ihre Ergebnisse häufig nationalsprachlich publiziert werden und mit dem großformatigen Instrumentarium der internationalen Zitationsindices nicht erfasst werden können. Wissenschaftliche Leistungen richten sich auch nicht nur an die eigene Fachgemeinschaft, sondern zunehmend in Nachbardisziplinen (für interdisziplinäre Zusammenarbeit) und vielfach als Impulse in die sie umgebende, auch regionale Gesellschaft. Letztere sind wissenschaftlich erzeugt, stimulieren aber nicht unbedingt (oder nur sehr vermittelt) wieder Forschung. Wie ist die WKN damit umgegangen (das ist ja auch im Hinblick auf die in diesem Jahr aufgebrochenen Konflikte wichtig)?

Bei der Bewertung von Forschung hat sich die Unterscheidung in input-, throughput- (prozessbezogene) und output-Indikatoren bewährt. Um der einschlägigen Debatte gerade innerhalb der Geisteswissenschaften um die Quantifizierbarkeit geisteswissenschaftlicher Forschung die Zuspitzung zu nehmen, hat die WKN diese Daten mit qualitativen Überprüfungen und Kontextualisierungen zu kontrollieren und ergänzen gesucht. Wie sieht die Bilanz dieses Vorgehens aus?

MP: Es wird häufig argumentiert, dass Geisteswissenschaften mit quantitativen Verfahren schwieriger zu evaluieren seien als andere Fachgruppen. Wir halten es für alle Fächer für wichtig, kontextspezifisch vorzugehen. Die WKN wählte also bewusst für alle ein qualitatives Verfahren, bei dem überschaubare quantitative Parameter nur als Hintergrundfolie dienen. In allen Verfahren baten wir unsere Gutachter, die Publikationen nicht nur zu zählen, sondern in Teilen auch zu lesen.

Die positive Bilanz dieses Vorgehens zeigt sich aus meiner Sicht vor allem an der Passgenauigkeit der Bewertungen und Empfehlungen. Sichtbar wird das vor allem an der relativ hohen Umsetzungsrate von Empfehlungen aus unseren Evaluationsverfahren. Nach etwa vier Jahren nach Veröffentlichung eines Evaluationsberichts bitten wir die Hochschulen um Zwischenberichte zum Stand der Umsetzung von Empfehlungen aus dem jeweiligen Verfahren. Die Umsetzungsquote ist auch in den Geisteswissenschaften beachtlich hoch.

QiW: Hat sich die Gruppierung der zu evaluierenden Merkmale in (1) Qualität und Relevanz und (2) Effektivität und Effizienz der Forschung bewährt?

MP: Die Gruppierung der Merkmale spielte weniger im Evaluationsprozess selbst, als vielmehr in der systematischen Planung des Verfahrens eine Rolle. Im Zentrum unserer Evaluationen standen immer die Qualität und Relevanz der Forschung. Die Verfahren basierten auf dem Peer Review. Die Gutachterkommissionen waren immer mit renommierten Fachwissenschaftlern besetzt.

Für die war es einfacher, sich über Qualität und Relevanz zu verständigen, denn wirklich valide Aussagen über Effektivität

vität und Effizienz zu treffen. Gleichwohl vermochten erfahrene Gutachtergruppen Aussagen zum Verhältnis von Aufwand und Ergebnis zu treffen.

QiW: Waren die Fächer mit der Ausdifferenzierung der Forschungsleistungen in Gruppe 1 einverstanden: Innovativität, wissenschaftliche Ausstrahlung, Interdisziplinarität, Kooperationen, Intensität und Qualität, Effektivität der Nachwuchsförderung, Bedeutung von Kooperationen mit der Wirtschaft, Verwaltung, Politik und Kulturinstitutionen. Demgemäß musste das ja dann schon vorher ihre Ausrichtung, ihr Qualitätskriterium gewesen sein, also der Richtung ihrer Leistungen entsprechen oder zumindest im Nachhinein rückhaltlos bejaht worden sein. War das der Fall?

MP: Man muss verstehen, wie dieses Verfahren abläuft, um die Relevanz und Stimmigkeit der genannten Indikatoren einzuordnen. Es ist als interpretatives und dialogisches Verfahren angelegt. Die Kernbestandteile sind ein schriftlicher Selbstbericht seitens der Forschungseinrichtung und anschließend eine Begehung oder Anhörung der Einrichtung durch die Gutachterkommission, in der die Gutachter mit der Hochschulleitung, den Dekanaten, den Fachvertretern und gegebenenfalls anderen relevanten Akteuren, wie z.B. Kooperationspartnern, sprechen. Im Vorfeld findet eine Vorbesprechung der Gutachterkommission statt. An allen drei Punkten findet eine Interpretation und Aktualisierung der Kriterien statt. In der Vorbesprechung der Gutachter werden die allgemeinen Kriterien, die allgemein akzeptiert und auch in anderen Verfahren angewandt werden, auf die Passung in der jeweiligen Fachkultur überprüft.

Diese Kriterien werden zunächst sozusagen deduktiv an die zu evaluierende Forschung herangetragen. Im Prozess – sowohl im Selbstbericht als auch in den Gesprächen – werden dann induktiv die Kriterien, die zur Beurteilung angemessen sind, angepasst oder ergänzt.

Ich nenne Ihnen zwei Beispiele. Die Forschungsk Kooperationen mit der Wirtschaft spielen etwa in den Ingenieurwissenschaften in der Regel eine große Rolle – in Niedersachsen liegt etwa eine intensive Kooperation im Bereich der Mobilitätsforschung nahe. Wenn Sie nach den Geisteswissenschaften fragen, so ist diese Kooperation offensichtlich weniger relevant. Hingegen erfordert die hohe Relevanz des Theorie-Praxis Verhältnisses in den heutigen Theaterwissenschaften etwa einen Austausch mit Kultureinrichtungen.

Ein weiteres Beispiel betrifft die Profilbildung der Forschungseinrichtungen. Hier gilt es die üblichen Qualitätsstandards eines Faches mit dem Profil, das ein Fach an einer spezifischen Universität für sich definiert hat, abzugleichen. Auch hier können die Kriterien nicht schematisch angewandt werden, sondern müssen überdacht werden.

Fazit ist also: Die Maßstäbe der Bewertung müssen gesetzt und transparent gemacht werden, ihre Angemessenheit muss dann aber im Prozess reflektiert werden.

QiW: Selbstbericht: Wie sind die Vorgaben der WKN gegenüber den untersuchten Fächern erarbeitet worden? Wir nehmen an, die Geschäftsstelle hat einen Sachstand der Methoden-Debatte um Forschungsevaluation erstellt. Sie oder Mitglieder der WKN haben dann eine Liste von Merk-

malen (auch Forschungsindikatoren) erarbeitet, die erhoben werden sollten, also dem Selbstbericht als Raster zu Grunde zu legen waren. Sind die Vorgaben mit den später evaluierten Fächern diskutiert worden? Konnten die Fächer dazu Anregungen einbringen?

MP: Das Verfahren ist durch die WKN und ihre Lenkungsgruppe 1998 begründet worden. Das war ein wissenschaftsinterner Diskurs, in den natürlich der damalige Sachstand der Methoden-Debatte eingeflossen ist. Mit den einzelnen Fächern sind die Vorgaben nicht diskutiert worden. Die LHK war in den Prozess einbezogen.

Im Selbstbericht gab es neben einem Raster genügend Raum zur „freien Entfaltung“. Diese betraf vor allem die Abschnitte, in denen sich die Institutionen/Fächer selbst verorten und Entwicklungsperspektiven aufzeigen sollten.

Was natürlich stattgefunden hat, waren Anregungen, die während der Evaluation aus den Fächern gekommen sind. Natürlich hat sich jede Gutachtergruppe im Vorfeld ihres Verfahrens Gedanken um die fachspezifischen Kriterien gemacht. Aber das heißt ja nicht, dass damit Gesetzestafeln in Stein gehauen waren. Der Diskurs, der für beide Seiten interessant war, hat ja während der Verfahren und dann auch danach bei unserer Berichtslegung eine Fortsetzung gefunden. Das waren übrigens mit die spannendsten Momente. Und auch deshalb hielten wir es für geboten, diesen gesammelten Überblick einmal zu veröffentlichen.

QiW: Wie sahen die Vorgaben inhaltlich aus? Waren die Fachkommissionen der Gutachter frei, sich auf andere oder erweiterte Merkmale zu einigen, als die WKN ursprünglich vorgegeben hatte?

MP: Es gab die allgemeinen Vorgaben. Dann aber war jeder Fachgutachter frei. Das Ergebnis liegt vor ihnen. Es zeigt indessen auch, dass kaum eine Gutachtergruppe es für notwendig hielt, von den vorgeschlagenen allgemeinen Kriterien grundsätzlich abzuweichen. Gleichwohl hat es über die inhaltlich-konkrete Ausgestaltung und die Gewichtung gerade mit geisteswissenschaftlichen Gutachtergruppen mitunter sehr ausführliche Diskussionen gegeben. Siehe auch oben.

QiW: Sind die untersuchten Fächer, die niedersächsischen Fachvertreter, in den Prozess der Auswahl fachspezifischer Bewertungskriterien mit einbezogen worden?

MP: Nein, die Fachvertreter waren nicht eingebunden. In der ursprünglichen Entwicklung des Verfahrens war wie gesagt die LHK beteiligt. Indirekt waren die Fachvertreter durch die Ausgestaltung der Selbstberichte und in den direkten Gesprächen mit den Gutachtern an der Gewichtung beteiligt. Zum WKN-Verfahren gehörte es außerdem, dass die Fachvertreterinnen und Fachvertreter um eine Stellungnahme zum fertigen Evaluationsbericht gebeten wurden. Auch hierbei wurden gelegentlich Bewertungskriterien angesprochen. Die Deutungshoheit lag aber selbstverständlich bei den Gutachtergruppen.

QiW: Die Gutachter waren offensichtlich im Stande, ihre heikle Aufgabe sehr differenziert und abgewogen wahrzu-

nehmen. Es war von vornherein klar, dass viel Arbeit im Raum stand. Wie hat die Nominierung und Gewinnung der Gutachter stattgefunden? Hatten die evaluierten Fächer Gelegenheit, Personen zu nominieren, also Vorschläge zu machen? Die WKN kann sich in den jeweiligen Fachgemeinschaften so detailliert nicht auskennen.

MP: Die evaluierten Fächer hatten im WKN-Verfahren nicht die Möglichkeit, Fachgutachter vorzuschlagen. Die WKN mit ihren 11 Wissenschaftlern/innen ist schon in der Lage, einen Überblick über Fachgemeinschaften zu haben. Darüber hinaus verfügt sie über ein Netzwerk in die Disziplinen hinein, das bei der Recherche nach geeigneten Gutachtern mobilisiert werden konnte. Über die Jahre hat auch die Geschäftsstelle umfangreiche Kontakte zu Vertretern aller Fächer, die sehr intensiv gepflegt werden. Denn die Gutachter sind die wertvollste Ressource für die Evaluationen. Darüber hinaus bestehen Kontakte zu Organisation der Forschungsförderung, bei denen auch Empfehlungen für Fachgutachter eingeholt wurden.

Im ersten Schritt erfolgte immer die Nominierung des Vorsitzenden / der Vorsitzenden durch die WKN. Die Gutachterkommission wurde dann in Absprache mit dem Vorsitzenden / der Vorsitzenden und in Rückkopplung mit der WKN unter Berücksichtigung der jeweiligen innerfachlichen Differenzierung zusammengestellt. Das fachliche und überfachliche Renommee der ausgewählten Personen spielte hierbei eine wichtige Rolle.

Zu beachten ist: So wie Wirklichkeit nie ganz abgebildet werden kann und es immer nur eine Art Annäherung sein kann, so kann und wird auch keine der Fachgutachtergruppen die volle Breite der jeweiligen Disziplin abbilden können. Worauf es aber ankommt, ist, Peers zu gewinnen, die ein breites Überblickswissen über den Stand und Diskurs haben. Ich erinnere mich an das Verfahren Medizin, das von seinem Vorsitzenden mit den Worten eröffnet wurde: Eigentlich müsste sich hier eine Gruppe von über 50 Gutachtern zusammengefunden haben. Dass dies nicht möglich ist, wissen wir.

Kurz: Das Wissen um diese eigenen Grenzen ist wichtig, um einen solch sensiblen Prozess reflektiert anzugehen.

Die Geschäftsstelle war wichtig, um Befangenheiten zu prüfen und um gegebenenfalls auf mögliche Ungleichgewichte in der Abdeckung der Subdisziplinen hinzuweisen. Nicht umsonst arbeiten deshalb in der Geschäftsstelle Personen, die eigene wissenschaftliche Erfahrung haben.

QIW: Waren die untersuchten Fächer mit der Elle immer einverstanden, mit der sie „gemessen“ wurden? Wenn es Konflikte gab, welcher Art waren sie typischerweise?

MP: Wir haben es hier mit einem spannungsreichen Feld auf der Schnittstelle von Wissenschaft und Wissenschaftspolitik zu tun. Natürlich treten dabei Konflikte auf. Wenn man aber bedenkt, dass viele Hundert von Forschungseinheiten einer Bewertung unterzogen wurden, sind die Einsprüche doch eine überschaubare Größe geblieben.

Die Konflikte betrafen nie ein gesamtes Evaluationsverfahren. Es gab eher Widerstände seitens einzelner Akteure bzw. Akteursgruppen, also entweder der Fachvertreter, oder der Hochschulleitung, oder des Ministeriums. Seitens

der Fachvertreter kam zum Beispiel Protest, wenn sich ein Fachwissenschaftler in seiner Arbeit nicht ausreichend gewürdigt fühlte. Widerstand seitens der Hochschulleitung entstand beispielsweise, wenn eine Verschiebung oder Umschichtung von Stellen empfohlen wurde. Hier führten die WKN-Empfehlungen dann zu Interessenkonflikten zwischen einzelnen Hochschulen und der Landesperspektive, die die WKN ja in ihren Verfahren in den Blick zu bekommen versuchte. Solches sind dann aber politische Interessenkonflikte. Genau um solche Verhandlungen zu versachlichen, bedarf es ja der Evaluation.

QIW: Der Prozess der Verhandlung mit den beteiligten Fächern verlief vergleichsweise konfliktfrei. Worauf führen Sie das vor allem zurück?

MP: Der Ursachen mag es mehrere geben. Das ist das Verfahren mit seiner Genese selber, das ist die Reputation der Gutachter, das ist die Vermittlung, solche Prozesse als Beratung und Chance zu begreifen. Wichtig ist dabei sicher auch, dass nur Empfehlungen zur Verbesserung ausgesprochen wurden, es gab aber keine direkte Verbindung zwischen Forschungsevaluation und leistungsorientierter Mittelvergabe oder anderen Verfahren der Kanalisierung von Mitteln.

Eine Erfahrung, die wir immer wieder gemacht haben, war die, dass die Vorbehalte gegen die Evaluationen seitens der Fachvertreter im Vorfeld der Verfahren größer waren und im Laufe des Verfahrens abnahmen. Die Gespräche zwischen den Gutachtern und den Fachvertretern wurden in der Mehrzahl der Fälle von beiden Seiten als fruchtbar und anregend wahrgenommen. Sowohl die Fachvertreter als auch die Gutachter haben dabei etwas über ihr Fach gelernt – so haben sie es uns berichtet. Und spätestens dann trat die Sorge, die einige Fachvertreter vor den Evaluationen hatten, in den Hintergrund.

QIW: Wie hat der langjährige Vorsitzende Herr Mlynek das Vorgehen (Design, Diplomatie, Differenzierung, Empfehlungen) und den Erfolg beeinflusst?

MP: Prof. Mlynek hat der WKN über neun Jahre vorgestanden. Da ist es ja wohl selbstverständlich, dass er in allen von ihnen genannten Bereichen entscheidenden Einfluss gehabt hat.

Das Verfahren ist unter ihm weiterentwickelt worden. Er hat – und das gehört zu seinen Aufgaben – die Kontakte zu den Vorsitzenden der jeweiligen Fachgutachtergruppen hergestellt. Er war ein Glücksfall, da er durch seine wissenschaftliche Reputation wie durch seine organisationalen Erfahrungen und Verdienste sehr bekannt und geachtet ist. Seine Netzwerke haben uns erheblich geholfen.

Auch das hat wesentlich zur Akzeptanz unserer Arbeit, die sich ja nicht auf die fächerbezogenen Forschungsevaluationen beschränkt, beigetragen. (vgl. zu weiteren Aufgabengebieten der WKN die Homepage: www.wk.niedersachsen.de) Und Akzeptanz ist übrigens etwas, was man sich immer wieder erarbeiten muss.

Deshalb sind wir auch sehr froh, Frau Professor Karin Lochte, als Nachfolgerin für Herrn Mlynek gefunden zu haben.

QiW: Welche Rolle fiel der Geschäftsstelle der WKN in diesen über 30 Verfahren zu?

MP: Die Geschäftsstelle spielte eine erhebliche Rolle – inhaltlich wie organisatorischer Art. Ohne eine gut ausgestattete – weniger quantitativ denn qualitativ – funktionierende Geschäftsstelle können Sie ein solches Unterfangen nicht durchführen. Dazu gehört es auch, Mitarbeiter mit unterschiedlichen disziplinären Hintergründen und mit eigener Forschungserfahrung zu haben, die über einen guten Einblick in die Wissenschaftskultur verfügen.

Es gibt eine notwendige Arbeitsteilung in diesem Prozess. Es bedarf einer guten Geschäftsstelle, die Vorbereitung und den Ablauf der Evaluation professionell, zielführend und zugleich atmosphärisch gut zu gestalten. Für diese Aufgaben haben die Gutachter in der Regel keine Zeit und würden, wenn sie zu viele organisatorische Dinge zu überneh-

men hätten, nicht zur Verfügung stehen. Das einzige, das eine Geschäftsstelle nicht tun kann, ist die fachliche Beurteilung von Forschung. Sie muss den Evaluationsprozess so gestalten, dass die Gutachter sich ohne Ablenkung auf diese zentrale Aufgabe fokussieren können.

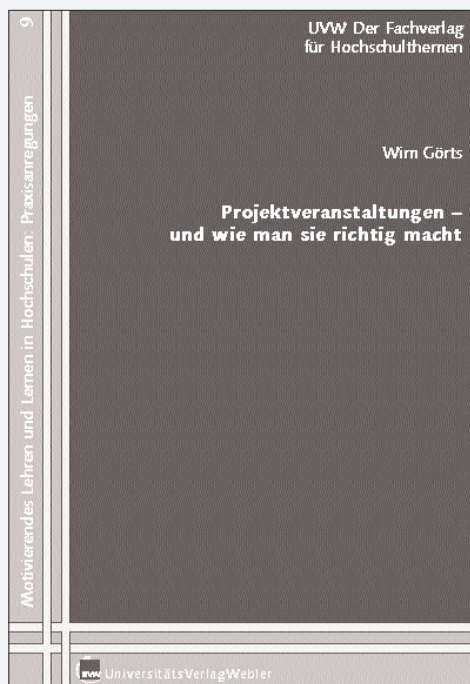
Ich will nicht überheblich sein, aber ich glaube, dass die WKN auch nur so gut sein und funktionieren kann wie ihre Geschäftsstelle. Das wird von der WKN anerkannt und ist insbesondere von Prof. Mlynek immer wieder hervorgehoben worden. Dafür sind wir ihm dankbar.

QiW: Herr Pätzold, wir danken Ihnen für diese Einschätzungen.

Gesprächspartner auf Seiten der QiW war Wolff-Dietrich Webler.

Wim Görts Projektveranstaltungen – und wie man sie richtig macht

Wim Görts hat hier seinen bisherigen beiden Bänden zu Studienprojekten in diesem Verlag eine weitere Anleitung von Projekten hinzugefügt. Ein variationsreiches Spektrum von Beispielen ermutigt zu deren Durchführung. Das Buch bietet Lehrenden und Studierenden zahlreiche Anregungen in einem höchst befriedigenden Bereich ihrer Tätigkeit. Die Verstärkung des Praxisbezuges der Lehre bzw. der Handlungskompetenz bei Studierenden ist eine häufig erhobene Forderung. Projekte gehören - wenn sie gut gewählt sind - zu den praxisnächsten Studienformen. Mit ihrer ganzheitlichen Anlage kommen sie der großen Mehrheit der Studierenden, den holistischen Lernern, sehr entgegen. Die Realisierung von Projekten fördert Motivation, Lernen und Handlungsfähigkeit der Studierenden erheblich und vermittelt dadurch auch besondere Erfolgserlebnisse für die Lehrenden bei der Realisierung der einer Hochschule angemessenen, anspruchsvollen Lehrziele. Die Frage zum Studienabschluss, in welcher Veranstaltung Studierende am meisten über ihr Fach gelernt haben, wurde in der Vergangenheit häufig mit einem Projekt (z.B. einer Lehrforschung) beantwortet, viel seltener mit einer konventionellen Fachveranstaltung. Insofern sollten Studienprojekte gefördert werden, wo immer es geht. Die Didaktik der Anleitung von Projekten stellt eine „Königsdisziplin“ der Hochschuldidaktik dar. Projekte gehören zum anspruchsvollsten Bereich von Lehre und Studium. Nur eine begrenzte Zeit steht für einen offenen Erkenntnis- und Entwicklungsprozess zur Verfügung. Insofern ist auf die Wahl sowie den Zuschnitt des Themas und die Projektplanung besondere Sorgfalt zu verwenden. Auch soll es der Grundidee nach ein Projekt der Studierenden sein, bei dem die Lehrperson den Studierenden über die Schulter schaut. Die Organisationsfähigkeit und Selbstdisziplin der Studierenden sollen gerade im Projekt weiter entwickelt werden. Der vorliegende Band bietet auch hierzu zahlreiche Anregungen.



ISBN 3-937026-60-6, Bielefeld 2009,
138 Seiten, 19.80 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Gespräch mit Dr. Dagmar Simon über Pro's und Con's der Einschätzung (des Ratings) geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschungsleistungen - eine wissenschaftspolitische Sicht



Dagmar Simon

QiW: Frau Simon, Sie sind gegenwärtig die Leiterin der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik im WZB und waren in vielfältiger Weise an Ratings, Evaluationen und sonstigen Bewertungen beteiligt. Dabei galten die Geisteswissenschaften schon immer als schwierig zu bewerten, aber auch als besonders schwierige Gesprächspartner auf diesem Gebiet. Wir haben nun in diesem Jahr zwei besonders prominente Beispiele für diese Probleme: A) Im Zusammenhang mit dem Versuch, einen European Reference Index for the Humanities (ERIH) zu entwickeln, haben Spitzenzeitschriften einen Protest gegen ERIH unterzeichnet, in dem auch eine breitere Begründung publiziert ist. B) Das zweite Beispiel ist die (vorläufige) Weigerung des deutschen Historikerverbandes, sich an der Entwicklung eines Ratings für die Geisteswissenschaften durch den Wissenschaftsrat zu beteiligen. Auch hierfür liegt eine Begründung öffentlich vor und im Umkreis sind mehrere Artikel dazu erschienen, sodass die innerwissenschaftlichen Konflikte und Widerstände gegen eine Messung (oder auch nur Bewertung?) geisteswissenschaftlicher Forschung gut sichtbar werden. Diese beiden ungewöhnlichen Ereignisse wollen wir aus wissenschaftspolitischer Sicht näher beleuchten. Wollen Sie diese Vorgänge - bevor wir in Details gehen - erst einmal etwas einordnen?

Dagmar Simon (DS): Dieser Protest gegen die Entwicklung eines European Reference Index for the Humanities (ERIH) und die Weigerung des deutschen Historikerverbandes sich an dem Rating der Geschichtswissenschaft durch den Wissenschaftsrat haben eine gemeinsame Ursache. Es geht zentral um die Frage, mit welchen Kriterien bzw. Indikatoren wissenschaftliche Disziplinen adäquat bewertet werden können. Dabei müssen diese Diskussionen vor dem Hintergrund betrachtet werden, dass nicht nur Evaluationen wissenschaftlicher Leistungen quasi zum Routinegeschäft im Wissenschaftssystem geworden sind, sondern vor allem die Quantifizierung bei den Bewertungsverfahren – etwa in Rankings und Ratings – einen höheren Stellenwert erlangt hat. Hier stellt sich ganz zentral die Frage, was den eigentlich gezählt wird, um Qualität und Reputation zu bewerten. Wenn man auch die Evaluationen genauer betrachtet, die auf Peer review-Verfahren basieren, kann auch hier festgestellt werden, dass bspw. bei der Beurteilung von Forschungseinrichtungen zwar die Kriterien quantitativ expandieren, um unterschiedliche Aufgabe und Ziele von Instituten und dementsprechende unterschiedliche „Produkte“

erfassen zu können. Ausschlaggebend sind aber nach wie vor einige wenige Kriterien wie die Artikel in refereed journals oder bspw. bei der Drittmittelwerbung die Zuwendungen der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Damit können jedoch nur Ausschnitte von Forschungsergebnissen, die in diesem Fall mehr im Bereich der Grundlagenforschung liegen, beurteilt werden. Gegen nicht angemessene Beurteilungskriterien wenden sich also beide Initiativen. Positiv an diesen Ereignissen ist, dass die Debatte über die disziplinären „Produktionsweisen“ einen weiteren Aufschwung erhalten hat und man sich auch von liebgewordenen Vorurteilen, dass bspw. die Geisteswissenschaften nur national und in Monographien publizieren, auch verabschieden kann.

A) Ein eigenes europäisches System der Bewertung von Publikationen

QiW: Wenden wir uns zunächst der Qualitätsbewertung von Forschung aufgrund von Zeitschriftenaufsätzen zu. Der European Science Foundation (ESF) versucht ein eigenes europäisches System der Bewertung von Publikationen aufzubauen, das die europäische Vielsprachigkeit und den Wert nationaler Wissenschaftssprachen berücksichtigt. Dies geschieht nicht zuletzt aufgrund der Kritik an Aufbau und Funktionsweise des US-amerikanischen Systems der impact factors. In einem längeren Prozess haben sich - für die USA und Canada nicht untypisch - privatwirtschaftliche Strukturen zur Befriedigung diverser Informationsinteressen entwickelt. Dort hat sich das System der impact factors gebildet. Der Leserkreis der QiW ist nicht lückenlos mit dem System der impact factors vertraut. Können Sie zunächst (nicht die Methode im Einzelnen, sondern) deren Sinn erläutern? Welche unterschiedlichen Informationsinteressen in welchen Verwendungskontexten sollen damit befriedigt werden?

DS: Häufig wird von dem Impact factor eines Zeitschriftenartikels gesprochen. Es gibt ihn aber nur auf die Zeitschrift bezogen und als Messgröße dient die Häufigkeit, mit der Artikel aus einer Zeitschrift zitiert werden. Im Zähler steht die Zahl der Zitate, die in einem bestimmten Jahr auf Artikel entfielen, welche in den vorausgegangenen beiden Jahren in der Zeitschrift erschienen sind. Im Nenner steht die Gesamtzahl der innerhalb desselben Zweijahreszeitraums in der Zeitschrift erschienenen Artikel. Mit dem Impact factor

einer Zeitschrift soll somit die Qualität eines journals ermittelt werden und Evaluatoren rekurren bei der Bewertung der Publikationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern auf den Impact Factor, der zurzeit einige merkwürdigen Karriere macht: Stellt in den Wirtschaftswissenschaften die Einteilung der refereed journals in die A-, B- und C-Klasse ein etabliertes System dar, so versuchen jetzt auch die Sozialwissenschaften dieses System zu kopieren ohne so recht die Konsequenzen für die Entwicklung ihrer Disziplinen zu bedenken.

QiW: Der Thomson Reuters Trust, in dessen Händen das Informationssystem liegt, sagt über sich selbst:

"Thomson Reuters is the world's leading source of intelligent information for businesses and professionals.

We combine industry expertise with innovative technology to deliver critical information to leading decision makers in the financial, legal, tax and accounting, scientific, healthcare and media markets, powered by the world's most trusted news organization" (<http://thomsonreuters.com/about/>, Aufruf 20.11.09).

Da Wissenschaft zu betreiben dem Grundsatz nach nicht allein Staatsaufgabe ist, könnten doch alle Beteiligten zufrieden sein, dass sich hier ein solches komplexes und sehr teures System etabliert hat, das sich zur Aufgabe gestellt hat, weltweit die Qualität der Forschung zu messen. Warum sind die Europäer (und vielleicht andere Erdteile auch) unzufrieden?

DS: Die Impactfaktoren werden alljährlich von Thompson Reuters ermittelt und in den Journal Citation Reports (JCR) veröffentlicht. In dieser Informationsdatenbank – und darauf bezieht sich ein Großteil der Kritik – werden nur ein Bruchteil der weltweit 100 000 bis 130000 Fachzeitschriften aufgenommen; 2006 waren es 6100 (vgl. Mocikat 2009) und natürlich nur englischsprachige; d.h. alles andere fällt bspw. bei der Bewertung der (Publikations-)Leistungen einer Wissenschaftlerin oder eines Wissenschaftlers weg, wenn man ausschließlich auf die Veröffentlichungen von Zeitschriften mit Impact Faktor fokussiert. Eine weitere Kritik am Zustandekommen des Impact Factors richtet sich dagegen, dass Zeitschriften oft nur aufgrund der Zitierhäufigkeit relativ weniger Artikel hohe Bewertungen erzielen, die Mehrzahl der Arbeiten wird selten oder nie zitiert. Darüber hinaus belohnt man durch das enge Zeitfenster – zwei Jahre - in dem die zitierten Artikel erfasst werden, Arbeiten in einem Forschungsfeld, das sich relativ schnell entwickeln – also eine weitere Verzerrung.

QiW: Es gibt Parallelitäten zur ESF. Bei der Gründung des European Research Council (ERC) 2006 wurde ihm - vermutlich auf dem Hintergrund dieser Kritik - ein Auftrag mitgegeben, der in Richtung des Aufbaus eines eigenen, europäischen Systems weist: "However the ERC aims to do more than simply fund research. In the long term, it looks to substantially strengthen and shape the European research system. This is done through high quality peer review, the establishment of international benchmarks of success, and the provision of up-to-date information on who is succeeding and why. The hope is that these processes will help universities and other research institutions gauge their per-

formance and encourage them to develop better strategies to establish themselves as more effective global players." (Auszug aus dem Mission Statement des ERC (<http://erc.europa.eu/index.cfm?fuseaction=page.display&topicID=12>, Aufruf am 21.11.09).

DS: Interessant am dem ERC ist doch zunächst, dass durch die EU Grundlagenforschung gefördert wird, was bislang nicht den Zieldimensionen und dem Aufgabenportfolio der Forschungsförderung in den Europäischen Rahmenprogrammen entsprach. Bei der Antragsstellung war hinsichtlich der inhaltlichen Ausrichtung, des Formats, der Kooperationsformen und der Forschungseinrichtung, an der dann das Vorhaben angesiedelt sein wird, größtmögliche Freiheit gewährt. Die Grundlage für die Beurteilung der Anträge war ein peer review-Verfahren, für das eine beachtliche Zahl an hoch reputierten Gutachterinnen und Gutachter gewonnen wurde. Welche Kriterien letztendlich die ausschlaggebende Rolle für die Förderentscheidung spielen, wird man allenfalls in einer Evaluation des Förderverfahrens erfahren. Durch den starken Zuschnitt auf die „outstanding scientists“ kann vermutet werden, dass die jeweiligen Publikationsleistungen und –listen eine nicht unerhebliche Bedeutung hatten und haben. Bei der Einrichtung des ERC ging es in erster Linie darum, für europäische Wissenschaft Förderformate zur Verfügung zu stellen, um damit auch ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern. Ob sich daraus auch Initiativen für neue Bewertungsverfahren und –kriterien ergeben ist heute noch nicht absehbar. Angesichts der international agierenden wissenschaftlichen communities ist es auch sehr zu bezweifeln, ob sich eine Konfrontation Europa gegen us-amerikanisch dominierte Bewertungspraktiken produktiv auswirken würde.

QiW: Lege ich den Text vor allem des Eingangsteils der Erklärung „Journals under Threat: A point Response form History of Science, Technology and Medicine Editors“ zugrunde, dann liegt der Eindruck nahe, hier werde das alte Spiel gespielt, quantitative und qualitative Merkmale gegeneinander auszuspielen und sie als sich wechselseitig ausschließend darzustellen. Und die qualitativen Merkmale hinter einen interpretativen Schleier der nicht fixierbaren Größen zu ziehen. Diesem wissenschaftspolitisch fatalen Eindruck muss wohl der Anlass entzogen werden. Es geht doch wohl darum, die real existierenden Beurteilungskriterien transparent zu machen und sie logisch widerspruchsfrei zu formulieren. Die Geisteswissenschaften sollen weder aus ihren Wertigkeiten gerissen, noch von außen bestimmt werden. Hier geht es nicht darum, andere Beurteilungsmerkmale zu benutzen als bisher, auch nicht weniger, aber (in einem breiten Repertoire) stetig die gleichen, was ein Anwachsen im Zuge wissenschaftlicher Weiterentwicklung nicht ausschließt. Und sie sind zu prüfen, indem sie den Forderungen der Objektivität, Reliabilität und Validität ausgesetzt werden. Scharf formuliert: sie aus ihrem vorwissenschaftlichen Status zu holen, allerdings eine Arbeit, die nur von ihnen selbst (zusammen mit einigen kritischen Wegbegleitern als konstruktiven Dialogpartnern) geleistet werden kann.

DS: Es ist mittlerweile eine schon etwas abgestandene Debatte quantitative oder qualitative Verfahren auszuspielen.

In den Evaluationen wissenschaftlicher Leistungen, sei es nun eine Fachbereich, eine Forschungseinrichtung oder eine Disziplin, hat sich das „informed peer review“ als ein Verfahren herauskristallisiert, das quantitative Datenerhebungen mit dem Urteil der Peers verbindet und so die Nachteile der jeweiligen Methode ausgleichen kann. Denn Datensätze über bspw. Leistungen einer Forschungseinrichtung müssen interpretiert werden, sie sprechen eben nicht für sich selbst. Und die zwangsläufig subjektiven Urteile und zuweilen auch Vorurteile der Fachkollegen können durch Informationen über die Institutsentwicklung der letzten Jahre angereichert bzw. relativiert werden. Bei den Geisteswissenschaften geht es genau darum, dass die jeweiligen Fachgemeinschaften sich darüber verständigen mit welchen Kriterien und den dazugehörigen Indikatoren die Bandbreite nicht nur ihrer Publikationstätigkeit sondern auch anderer wissenschaftlicher Leistungen dargestellt werden kann.

QiW: Und diese voluminöse Arbeit - ein höchst bedeutsames Projekt, das weder von der Anerkennung, noch von den Ressourcen her nebenbei erledigt werden kann - wird individuell-biografisch gescheut. Dahinter mag die Furcht stehen, einerseits dann kaum etwas anderes in dieser Zeit tun zu können und andererseits (angegriffen für seine Ergebnisse) sich in zwar klärenden, aber zermürbenden kollektiven Konflikten eine allgemeine Akzeptanz erkämpfen zu müssen, die anfangs vermutlich vehement verweigert wird. In Frage kommen überwiegend bereits anerkannte Kolleginnen und Kollegen. Die Anerkennung haben sie sich auf spezifischen Feldern erworben, die sie mit der neuen Aufgabe dann wohl nur noch höchst eingeschränkt beackern könnten.

DS: Auffällig ist zunächst, dass die Kritik von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an quantifizierenden Verfahren, die in Evaluationen eingesetzt werden bzw. an bestimmten diagnostizierten Fehlentwicklungen („Ökonomisierung der Wissenschaft“, Überfrachtung des Wissenschaftssystems mit Evaluationen, die den Wissenschaftlern nur die Zeit zum Forschen raubt etc.) zwar groß ist, aber letztendlich viel mitgemacht wird bzw. wenig Alternativvorschläge auf dem Tisch liegen. Das ist aber in der Tat nicht die Aufgabe Einzelner sondern der der Fachgesellschaften, Fachgemeinschaften und intermediärer Organisationen wie des Wissenschaftsrates oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft und letztendlich auch von Evaluationsagenturen.

QiW: Festzuhalten ist also zunächst, dass hier von vornherein nicht nur eine für sich stehende Einschätzung, eine Bewertung der Güte einer einzelnen wissenschaftlichen Arbeit stattfinden soll (Rating), sondern die Arbeiten auch in ein hierarchisches Verhältnis zueinander gestellt werden sollen (Ranking). Ein Rating findet typischerweise bei Examensarbeiten, Doktorarbeiten usw., auch in der Begutachtung von Drittmittelprojekten statt. Die dort beurteilten Arbeiten werden nicht direkt verglichen, auch wenn diese Arbeiten über den Vergleich mit Standards, über die Rückbindung auf ein Notensystem (bei Examens- oder Doktorarbeiten) indirekt miteinander verbunden sind. Ein Ranking geht von

einer Momentaufnahme der Situation und des Evaluationsergebnisses aus, Insofern spiegelt sich hier die alte Spannung zwischen formativer, Entwicklungschancen offen haltender, und summativer, abschließend bilanzierender Evaluation wider. Nicht verwunderlich, dass sich die Zeitschriften einer solchen (vorläufig endgültigen) Zuordnung widersetzen, die obendrein das Verfahren möglicher Änderungen ungeklärt lässt. Erwähnenswert die Solidarität, mit der auch die hoch eingestuftes Zeitschriften gegen dieses Verfahren protestiert haben. Wie beurteilen Sie diese Vorgänge aus Ihrer Perspektive?

DS: Das Entscheidende bei Ratings oder Rankings ist in der Tat der Vergleichsaspekt, der für die eigene Positionierung (als Hochschule oder Forschungseinrichtung) im Feld durchaus hilfreich sein kann. Aber mehr kann man von diesen Verfahren auch nicht erwarten, sie haben nichts mit dem Ansatz einer formativen Evaluation zu tun, auch können hiermit nur wenige Lerneffekte in den betroffenen wissenschaftlichen Einrichtungen erzeugt werden. Ich finde das Vorgehen der Zeitschriften auch bemerkenswert und hoffe, dass sich hieraus eine weitere konstruktive Diskussion über Bewertungen nicht nur von Zeitschriften in den Geisteswissenschaften ergibt.

B) Forschungsrating für die Geisteswissenschaften

QiW: Der Deutsche Wissenschaftsrat hatte 2005 begonnen, ein Verfahren zur Einschätzung bzw. Bewertung von Forschungsleistungen zu entwickeln, das seinem Anspruch nach viele Schwächen und Fehler anderer Verfahren überwinden sollte. Er hatte versucht, in dem dichter werdenden Geflecht, um nicht zu sagen Dickicht der methodischen Ansätze zur Forschungsevaluation, der Ratings und vor allem Rankings ein Verfahren zu entwickeln und anschließend zu etablieren, das methodische Güte mit kontrollierten und gewünschten Steuerungswirkungen durch die Indikatoren verbindet. Pilotprojekte in Naturwissenschaften (Chemie) und Sozialwissenschaften (Soziologie) sind inzwischen abgeschlossen. Nun sollten Technikwissenschaften (Elektrotechnik) und Geisteswissenschaften (Geschichte) als weitere Pilotprojekte folgen.

Der Wissenschaftsrat erklärte in einer Presseerklärung im Mai 2008: „Das Forschungsrating, ein neuartiges, differenziertes und methodisch sehr anspruchsvolles Verfahren zum Leistungsvergleich in der Forschung an Hochschulen und außeruniversitären Einrichtungen, hat sich in der Praxis erfolgreich bewährt.“ ... „Das vom Wissenschaftsrat entwickelte Forschungsrating setzt auch international neue Maßstäbe“, so Professor Peter Strohschneider, Vorsitzender des Wissenschaftsrats. „Kein anderes Verfahren nimmt in so überzeugender Weise differenzierte Bewertungen zahlreicher unterschiedlicher forschender Einrichtungen aus einer vergleichenden Perspektive vor. Die positive Resonanz auf die Ergebnisse der Pilotstudie ermutigt uns, der Politik zu empfehlen, das Verfahren weiterzuentwickeln.“ (<http://idw-online.de/pages/de/news259513>, Aufruf am 21.11.09)

DS: Das Forschungsrating des Wissenschaftsrats war insofern bemerkenswert als hier die Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen in Bewertungsverfahren promi-

nente Berücksichtigung gefunden hat. Die Wissenschaftsforschung hat gezeigt, dass die Entwicklung der Disziplinen mehr und mehr auseinander geht, vor allem hinsichtlich Methoden und Theorien, kognitiven Orientierungen und Referenz- und damit auch Bewertungssystemen, so dass nur noch schwerlich von der Einheit der Wissenschaft gesprochen werden kann. Auch in den Diskussionen der Bewertungsgruppen Soziologie und Chemie in der Pilotphase haben die Unterschiede deutlich gemacht: Während die Soziologie sich intensiv über die Art der Publikationen verständigt hat, die in die Bewertung eingehen sollten, schien dies in der Chemie von vornherein klar zu sein.

Darüber hinaus ist das Verfahren schon beeindruckend: die Mitglieder der Bewertungsgruppe Soziologie, hier kenne ich mich am besten aus, haben Tausende von Seiten der Publikationen der zu bewertenden Forschungseinheiten aus den Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen gelesen und gemeinsam bewertet. Zusammen mit vorliegenden Daten über die Entwicklung der Forschungseinheiten lief das Forschungsrating auf ein „informed peer review“ hinaus, eine Methode, die in Evaluationen zusehends an Bedeutung gewinnt.

QiW: Die Erfahrungen mit den Pilotfächern, einer Natur- und Sozialwissenschaft, Chemie und Soziologie, bei denen die Probleme in enger, vertrauensvoller Zusammenarbeit mit Fachvertretern gelöst worden waren, haben also trotz einiger Anlaufschwierigkeiten zunächst ermutigt. Als weitere Pilotfächer sollten in diesem Jahr eine Technikwissenschaft (Elektrotechnik) und eine Geisteswissenschaft hinzukommen. Unter den geisteswissenschaftlichen Fächern wollte der Wissenschaftsrat diese Entwicklung mit der Geschichtswissenschaft leisten. In diese Planungen platzte im Frühjahr dieses Jahres die Weigerung des deutschen Historikerverbandes, bei der Entwicklung eines den Geisteswissenschaften angemessenen Rating-Systems mit dem Wissenschaftsrat zusammen zu arbeiten. Durch die öffentliche Begründung sind zunächst einmal die Argumente zugänglich und diskutierbar, die der Historikerverband für seine Absage anführt. Der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, bekanntlich selbst Geisteswissenschaftler, hat noch einen Versuch gemacht, die Historiker umzustimmen, aber es blieb zunächst bei der Absage. Das ist ein bisher einmaliger Vorgang, auch wenn er ausführlich begründet wurde. Wir wollen in diesem Gespräch Pro- und Contra-Argumente einer Einschätzung geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschungsleistungen vornehmen, und zwar aus wissenschaftspolitischer Sicht.

Wie schätzen Sie aus diesem Blickwinkel das Verhalten der Historiker disziplinenpolitisch ein?

DS: Auch in der Pilotstudie Soziologie ist viel und durchaus auch kontrovers über die Bewertungskriterien und die entsprechenden Indikatoren diskutiert worden: welche Bedeutung haben die Publikationen in den refereed journals, wie „misst“ man Transferleistungen wissenschaftlicher Ergebnisse in gesellschaftliche Praxisbereiche etc. In diese Diskussion war die Deutsche Gesellschaft für Soziologie involviert und hat diese Debatte befördert und auch kontroverse Positionen publiziert. Über die zentralen Parameter des Forschungsratings konnte jedoch ein Konsens in der Bewer-

tungsgruppe und auch zwischen der DGS und dem Wissenschaftsrat erzielt werden. Schon in diesem Prozess haben m.E. die Fachgesellschaften einen gewissen Bedeutungszuwachs erlangt, der jetzt durch die Weigerung des Historikerverbands am Rating teilzunehmen noch gestärkt wurde.

QiW: In der Erklärung wurden mehrere Standardeinwände gegen derartige Ratings vorgebracht, die wissenschaftspolitisch einzuordnen sind. Das beginnt mit dem Einwand, Geisteswissenschaften ließen sich mit einem solchen Rating nicht einschätzen. Diese Verfahren stammten vorzugsweise aus den Naturwissenschaften, in denen sich Publikationsstätigkeit überwiegend in Zeitschriftenartikeln abspielt. Im Gegensatz zu dem Konflikt auf europäischer Ebene hatte der Wissenschaftsrat ja eine intensive, verzahnte Beratung der Entwicklungsprobleme mit allen, z.B. im Historikerverband repräsentierten Kräften und - wie in den vorangegangenen Pilotprojekten auch - mit den Einrichtungen (Historischen Seminaren usw.) vorgesehen. Zudem hat es - wie erwähnt - mit dem Vorsitzenden des WR, Strohschneider, eine Veranstaltung gegeben, in der dieser versucht hat, die Geschichtswissenschaft von einer Zusammenarbeit zu überzeugen. Schon wegen seiner fachlichen Herkunft konnte von hoher Sensibilität des weiteren Verfahrens ausgegangen werden. Sehen Sie Fehler in der Anlage der Kooperation?

DS: Ich kann hier keine substantiellen Fehler entdecken, der Wissenschaftsrat hat in der Tat bei dem Forschungsrating von vornherein auf eine enge Zusammenarbeit mit den wissenschaftlichen communities gesetzt und auf im Laufe des Verfahrens Möglichkeiten des Erfahrungsaustausches zwischen der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrats und den betroffenen Fachbereichen der Hochschulen bzw. den außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Hierdurch sind durchaus auch Lernprozesse beim Wissenschaftsrat angestoßen worden. Möglicherweise hätte man schon bei der Konzeption des Forschungsratings stärker auf die Fachgesellschaften zugehen sollen, aber das bleibt ein Stück weit im Bereich der Spekulation, ob dieses zu einem anderen Ergebnis im Fall der Geschichtswissenschaft geführt hätte.

QiW: Wenn ein Fach kritisiert, dass die bisherigen Ansätze, seine Forschungsleistungen einzuschätzen, nicht sachgerecht seien, würden die meisten erwarten, dass das Fach eine ihm gebotene Gelegenheit ergreift, nun sensibel ein eigenes Verfahren zu entwickeln, dass diese Mängel nicht mehr aufweist. Nach so vielen Jahrzehnten der „Misshandlung“ ist schon verwunderlich, dass dies nicht längst geschehen ist. Das Fach ist also in Kritik verharret, ohne selbst aktiv zu werden. Oder kennen Sie Initiativen dieser Art bei den Historikern, auf die der Wissenschaftsrat hätte zugreifen können?

DS: Mir sind derlei Initiativen nicht bekannt, das heißt aber nicht, dass es sie nicht gibt oder gegeben hat. Aber die Diskussion ist ja nun nicht neu, die Frage der Standardisierung von Kriterien zur Messung des wissenschaftlichen outputs wurde auch im Kontext des Jahres der Geisteswissenschaften intensiv diskutiert. Insofern war das Handeln des Historikerverbands nicht wirklich überraschend.

QiW: Schließlich wurde eingewandt, die erfassten Leistungen seien hochgradig von der lokalen Ressourcenausstattung abhängig; daher könnten sie nicht in individuelle Leistungen umgewandelt und Personen miteinander verglichen werden. Das Problem hatte sich in den anderen Pilotprojekten aber auch gestellt und ist dort konsensual gelöst worden. Im übrigen kompliziert sich die Betrachtung noch dadurch, dass die Ausstattung - dem Willen der Forschungspolitik entsprechend - durch die Einwerbung von Drittmitteln nicht unerheblich beeinflusst werden kann und dies wiederum als Teil in die Forschungsleistung mit eingeht.

Diese ganze Debatte zusammengefasst: Was veranlasst Fächer, sich so abwehrend zu verhalten? Ich kann mal ein wenig spekulieren - Sie können ja anmerken, wie plausibel das sein kann. Alternativ oder in Kombination miteinander könnte gelten:

- a) Die produktivsten Wissenschaftler sind oft diejenigen, die ihre Karriere noch vor sich haben. Die älteren sind nicht unbedingt unproduktiver oder geistig träger, aber aufgrund des erreichten Status haben sie so unterschiedliche Rollen und Verantwortlichkeiten, dass sie nicht mehr die Zeit finden, ihre Ideen zu Papier zu bringen. Natürlich gibt es auch solche, deren Produktivität nachgelassen hat. Zum einen haben Individuen evtl. kein Interesse, dass ihre geringe Forschungsaktivität sichtbar wird; zum anderen gibt es tatsächlich die (nicht unberechtigte) Sorge, dass die am meisten prämierten Publikationsstrategien Schule machen und sich über die Steuerungsparameter auch das aktuelle Publikationsverhalten, ja vielleicht sogar der Forschungsprozess verändert.
- b) Nicht wenige Fachvertreter sind überzeugt, sich in ihrem Urteil auf ihre Intuition verlassen zu können. („Das spürt man doch!“) Durch mühsame Selbstanalyse herauszufinden, woran das Urteil nun im Einzelnen festgemacht wurde und die Kriterien auf diese Weise kommunizierbar zu machen, macht ihnen zu viel Mühe.
- c) Obendrein ist zu erwarten, dass sich die Fachgemeinschaft über die Kriterien nicht einig ist. Daher möchte man Streit aus dem Wege gehen.
- d) Auch ist nicht auszuschließen, dass von offengelegten Verhältnissen im Falle problematischer Ergebnisse Nachteile bei der Ressourcen-Zuteilung ausgehen.
- e) Insgesamt besteht erhebliches Misstrauen solchen Verfahren gegenüber. Ihnen wird nicht zugetraut, dass sie die Charakteristika der Geisteswissenschaften, insbesondere der Geschichtswissenschaft, adäquat abzubilden im Stande sein könnten.
- f) Eine Generalkritik gilt immer: Die schiere Zahl von Publikationen zum Qualitätsmerkmal zu erklären. Wenige hervorragende Arbeiten seien wertvoller als zahlreichere, aber wenig wegweisende Publikationen. Das werde nur unzureichend abgebildet - wenn überhaupt.

Wie beurteilen Sie solche Abwehrmotive?

DS: Eine wesentliche Argumentationsfigur war die des Besonderen des Fachs (Geschichtswissenschaft) und die Unmöglichkeit so ein „dynamisches Fach parametrisch gleichsam in einer Momentaufnahme zu erfassen“ (W. Plumpe). Dies trifft nun auf nicht nur auf die Geschichtswissenschaft

zu. Ein weiterer Einwand war, dass Aufwand und Ertrag, wenn man das Rating in einem regelmäßigen Rhythmus durchführen würde, in keinem Verhältnis stünden, ein Argument, das durchaus ernst zu nehmen ist. Einerseits weist es auf die nach wie vor in vielen Hochschulen und Forschungseinrichtungen desolaten Datenlage, die dazu führt, dass bei jeder Spielart von Evaluation neu und zu Fuß Daten erhoben werden – hier wäre eine gewisse Standardisierung der Art und Weise der Datenerfassung ein „historischer“ Fortschritt. Andererseits ist der Aufwand für die betroffenen Einrichtungen auch bei einer gewissen Professionalisierung des Verfahrens nach wie vor erheblich und der Ertrag, letztendlich fünf Noten für fünf Kriterien, nicht überwältigend. Problematisch finde ich an dem Verfahren, das es sehr wenige Elemente enthält, um Lernprozesse in den bewerteten Einrichtungen in dem Sinne zu initiieren, dass Selbstverständigungsprozesse über den Status quo und das Quo vadis angeregt werden.

QiW: Wenn eine der Geisteswissenschaften die Kooperation mit den gegebenen Gründen verweigert, wie wirkt das Ihrer Meinung nach auf die nächste Geisteswissenschaft, die gefragt werden wird?

DS: Vermutlich wird die Bereitschaft an dem Forschungsrating teilzunehmen nicht unbedingt befördert und die Bedenklichkeiten werden größer werden.

QiW: Machen wir mal Szenarien auf - welche Konsequenzen kann dieses Verhalten für die Geschichtswissenschaft in Zukunft haben?

DS: Ich hoffe, dass hierdurch die Diskussionen über die „Leistungspalette“ der Geschichtswissenschaft, aber auch über die Bedingungen und Voraussetzungen ihrer Produktion weiter angeregt und insgesamt zur Debatte über eine notwendige Standardisierung, aber auch Differenzierung von Bewertungskriterien in der Wissenschaft beigetragen wird. Und das Interessante daran ist, dass quasi als Nebeneffekt doch die Kenntnisse über die Produktionsweise der Disziplinen insgesamt erweitert werden. Lutz Raphael hat hierzu für die Geschichtswissenschaft schon wichtige Anregungen für Differenzierungen gegeben: So finden wir hier bspw. die immer wieder gern angeführte Figur des singulären Gelehrten, aber auch die organisierten Arbeitszusammenhänge/Netzwerke der Historiker. Oder die Unterscheidung nach Typen von Forschungsbeiträgen (Spezialforschung/Synthese/Konzepte) sowie die der zwischen der Exploration eines Forschungsfeldes oder der Untersuchung eines bereits etablierten Forschungsfeldes usw.

QiW: Abschließend: Sehen Sie insgesamt Probleme durch die einseitige Fokussierung auf bestimmte Publikationstypen im Zeitalter der Quantifizierung?

DS: Ich denke die Auswirkungen auf die Forschungspraxis und -praktiken müssen sorgsam im Hinblick auf nicht intendierte Wirkungen beobachtet werden. In den Sozialwissenschaften, die in größeren Projektzusammenhängen arbeiten, ist jetzt schon erkennbar, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, insbesondere in der Qualifikations-

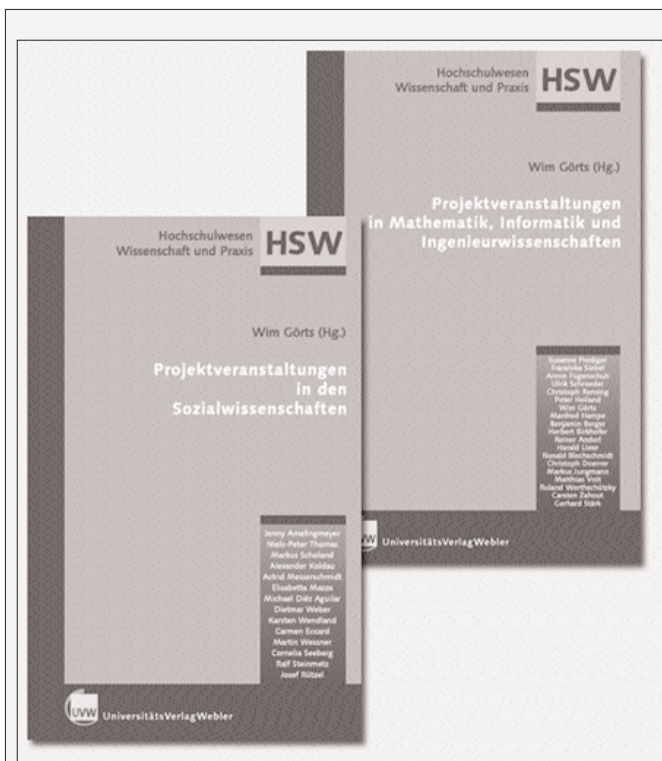
phase und mit befristeten Verträgen (notwendigerweise) stark auf die Publikation von Artikeln in good journals orientieren und so etwas wie die gemeinsame Arbeit an einer Monographie nicht so en vogue ist. Das kann sich unter bestimmten Bedingungen fatal für die konzeptionelle Arbeit und die Auswirkungen einer umfangreichen, komplexen und multidimensionalen Empirie in multidisziplinären Arbeitszusammenhängen auswirken.

QiW: Frau Simon, wir danken Ihnen für diese Einschätzungen.

Die Fragen für die QiW stellte Wolff-Dietrich Webler.

Literaturhinweis

Mocikat, R. (2009): Die Diktatur des Zitatensindizes: Folgen für die Wissenskultur, In: Gaia 18/2, S. 100-103.



**Wim Görts (Hg.):
Projektveranstaltungen in Mathematik,
Informatik und Ingenieurwissenschaften**

Der vorliegende Band bietet mit 11 Veranstaltungskonzepten/mustern einen Überblick über Projektveranstaltungen in Mathematik, Informatik und Ingenieurwissenschaften. Diese Fächer kennen Projektveranstaltungen i.d.R. nur im Hauptstudium. Solche Veranstaltungen bieten mehr als andere Veranstaltungsformen die Chance, über den Wissenserwerb hinaus die Studierenden zahlreiche handlungsbezogene Kernkompetenzen erwerben zu lassen. Die TU Darmstadt hat solche Veranstaltungen mittlerweile in vielen Fachrichtungen erfolgreich eingeführt. Der Band bietet Anregungen zur Realisierung solcher Konzepte in der eigenen Lehre und kann als Argumentations- und Modellbasis in Studienreformdebatten dienen.

Besonders interessant für alle Lehrenden der Mathematik, Informatik und Ingenieurwissenschaften, Studiendekane, Projektmanager/innen in Modellversuchen und Studienreformprojekten, Mitglieder von Studien- und Curriculumkommissionen, Evaluations- und Akkreditierungsagenturen sowie professionellen Hochschuldidaktikern.

*ISBN 3-937026-00-2, Bielefeld 2003,
142 Seiten, 18.70 Euro*

**Wim Görts (Hg.):
Projektveranstaltungen in den Sozialwissenschaften**

Projektveranstaltungen bieten mehr als andere Veranstaltungsformen die Chance, über den Wissenserwerb hinaus die Studierenden zahlreiche handlungsbezogene Kernkompetenzen erwerben zu lassen. Die TU Darmstadt hat solche Veranstaltungen mittlerweile in vielen Fachrichtungen erfolgreich eingeführt. Der vorliegende Band über Projektveranstaltungen in den Sozialwissenschaften vereint 9 verschiedene Konzepte, angesiedelt in der Betriebswirtschaft, der Pädagogik und dem interdisziplinären Raum zwischen Pädagogik, Architektur und Informatik. Er demonstriert damit, in welcher Vielfalt die didaktischen Ideen von Studienprojekten verwirklicht werden können. Eine Fundgrube für Ideen tut sich auf. Der Band bietet Anregungen zur Realisierung solcher Konzepte in der eigenen Lehre und kann als Argumentations- und Modellbasis in Studienreformdebatten dienen.

Besonders interessant für alle Lehrenden der Sozialwissenschaften, Studiendekane, Projektmanager/innen in Modellversuchen und Studienreformprojekten, Mitglieder von Studien- und Curriculumkommissionen, Evaluations- und Akkreditierungsagenturen sowie professionelle Hochschuldidaktiker.

ISBN 3-937026-01-0, Bielefeld 2003, 98 Seiten, 14.00 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Reihe Hochschulwesen: Wissenschaft und Praxis

Gespräch mit Dr. Matthias Winterhager, Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT), Universität Bielefeld, über methodische Möglichkeiten der Erfassung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen

QiW: Herr Winterhager, Sie sind Spezialist auf dem Gebiet der Bibliometrie und als solcher tragendes Mitglied im „Kompetenzzentrum Bibliometrie für die Deutsche Wissenschaft (KB)“. Dieses Zentrum wird z.Z. vom Institut für Wissenschafts- und Technikforschung (IWT) der Universität Bielefeld (dem Sie angehören), dem Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung der DFG, Bonn (iFQ), dem Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung, Karlsruhe (ISI) sowie dem Fachinformationszentrum Karlsruhe (FIZ) im Wege eines Drittmittelprojekts mit Mitteln des BMBF aufgebaut. Können Sie in wenigen Sätzen die Ziele des Projekts umreißen?

Matthias Winterhager (MW): Im Rahmen dieses Projekts wird zunächst eine multidisziplinäre Datenbasis für bibliometrische Indikatoren aufgebaut, wie sie in Deutschland bisher nicht verfügbar war. Ausgangspunkt dafür sind kommerzielle Literaturdatenbanken: neben dem bereits seit Jahrzehnten in aller Welt für bibliometrische Zwecke genutzten Web of Science (besser bekannt als Science Citation Index) der Firma Thomson Reuters beziehen wir das jüngere Konkurrenzprodukt Scopus aus dem Hause Elsevier mit ein. Weitere Datenbestände werden je nach Bedarf herangezogen, um den immer komplexer werdenden Strukturen von disziplinärer Differenzierung und Typenvielfalt wissenschaftlichen Publikationsoutputs Rechnung tragen zu können. Mit Qualitätskontrollen und Datenbereinigungsprozeduren streben wir eine konsolidierte Datenbasis an, mit der sich der Publikationsoutput des deutschen Wissenschaftssystems über ein möglichst breites disziplinäres Spektrum hinweg valide abbilden und analysieren lässt. Für die Indikatoren wird das System jeweils den Vergleich mit entsprechenden weltweiten, europäischen oder anderweitig spezifizierten Referenzmengen erlauben. Neben dem Aufbau der Datenbasis liegt die Hauptaufgabe des Kompetenzzentrums in der Entwicklung von Fehlerlehen und der Weiterentwicklung von bibliometrischen Indikatoren. Dabei geht es u.a. um die Entwicklung von Qualitätsstandards und Methoden der Qualitätssicherung, um die Entwicklung kontextspezifischer Indikatoren, um die kontrollierte Anwendung bibliometrischer Verfahren im Kontext von Bewertungsprozessen (informed peer review) und nicht zuletzt um die Weiterentwicklung einer empirisch begründeten Theorie, auf die die Aussagekraft biblio-

metrischer Indikatoren gestützt werden kann. Das Ziel des Projekts ist also die Bereitstellung einer konsolidierten bibliometrischen Datenbasis einerseits und die (Weiter-) Entwicklung bibliometrischer Methoden sowie ihre theoretische Absicherung andererseits.

QiW: Wir wollen heute methodische Möglichkeiten der quantitativen und qualitativen Erfassung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen besprechen. Anlass sind die beiden großen Konflikte, die sich auf europäischer und auf deutscher Ebene in diesem Jahr in den Geisteswissenschaften abgespielt haben. (Letzterer ist noch nicht abgeschlossen). Zentrale These der Proteste war, dass entweder gar nicht oder zumindest nicht so wie begonnen, die Leistung geisteswissenschaftlicher Forschung erfasst und eingeschätzt werden könne. Während in einem parallelen Gespräch die wissenschaftspolitische Seite beleuchtet wird, konzentrieren wir uns auf die Methodik, weil gerade die von den Kritikern besonders angegriffen wurde. Im europäischen Projekt ging es nicht zuletzt um die Frage, a) ob alle Zeitschriften in eine lineare Rangreihe gebracht werden können und dann die bloße Tatsache, wo ein Aufsatz erschienen ist, ausreicht, den Aufsatz qualitativ einzuordnen. Das basiert ja wieder auf dem Ansatz des Impact Factors, der daraus resultiert, wie oft in einem engen Zeitraum insgesamt aus dieser Zeitschrift zitiert wird. b) Dieser Ansatz ist aber zumindest in einem Raum mit vielen nationalen Wissenschaftssprachen, wie Europa, auch mit kleinen Sprachräumen, so nicht anwendungsfähig. Wie beantworten Sie diese beiden Fragen?

MW: Das Aufstellen einer schlichten Rangliste von geisteswissenschaftlichen Zeitschriften zum Zweck einer daran zu knüpfenden pauschalen Bewertung der dort publizierten Aufsätze wäre kein Verfahren, das dem Stand der Wissenschaft entspricht. In der gegenwärtigen Diskussion wird allerdings von manchen übersehen, dass dies nicht die Intention des ERIH-Projektes ist. Die Initiatoren haben mit der Konzeption eines European Reference Index for the Humanities (ERIH) vielmehr von Anfang an vor allem das Ziel verfolgt, ein europäisches Gegengewicht zum bislang anglo-amerikanisch dominierten Arts & Humanities Citation Index (A&HCI) von Thomson Reuters zu schaffen. Die angemessene Berücksichtigung von nicht-englischsprachigen europäi-

schen Zeitschriften ist dezidiertes Ziel von ERIH und die Einbeziehung von Monografien, Beiträgen in Sammelbänden und weiteren Publikationstypen ist ausdrücklich vorgesehen.

Das eigentliche Problem liegt auf einer anderen Ebene: die missbräuchliche Nutzung von ungeeigneten Datenquellen wie A&HCI, ERIH-Zeitschriftenlisten oder Google-Scholar für Zwecke der Bewertung von Forschungsleistungen in den Geisteswissenschaften wird erst dann wirksam einzudämmen sein, wenn überzeugende Alternativen zur Verfügung stehen. Es ist eine Herausforderung für die betroffenen Disziplinen, substantielle Beiträge zu der Entwicklung solcher Alternativen zu liefern.

QIW: Ein weiteres, sehr häufig vorgebrachtes Argument ist der Vorwurf, nur Naturwissenschaftler würden überwiegend in Zeitschriften publizieren. Der Schwerpunkt der Publikationen bei Geisteswissenschaftlern betreffe Aufsatz-Sammelbände, Kongressberichte, besonders Monographien, aber auch Quelleneditionen, die in historischen Fächern einen hohen Stellenwert genießen. Die würden viele Male nicht erfasst. Ist das Instrumentarium zur Zeit noch zu simpel, um dieses alles zu erfassen?

MW: Die Bedeutung von international anerkannten Zeitschriften als einem wesentlichen Kommunikationskanal ist in den verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen differenziert zu sehen. Wir beobachten seit längerem, dass bestimmte Bereiche der Philosophie, der Geschichtswissenschaft, aber auch anderer Disziplinen in wachsendem Maße ihre eigenen Kommunikationsprozesse nach dem naturwissenschaftlichen Muster als internationale scientific community organisieren – auch mit entsprechenden englischsprachigen Journalen. Insgesamt gesehen ist dies allerdings derzeit sicher nur ein kleiner Teil. Für den anderen Teil gilt: eine gesicherte, allgemein akzeptierte Grundlage schon zur bloßen Erfassung des Publikationsoutputs fehlt bisher, ganz zu schweigen von verlässlichen Quellen für Zitationen.

Auch in dieser Hinsicht sind die betroffenen Disziplinen selbst gefordert: nachvollziehbare Kriterien zur Abgrenzung der disziplinspezifisch relevanten Publikationstypen zu entwickeln und verbindlich festzulegen. Welcher Stellenwert etwa einem Beitrag im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung zuzumessen ist im Verhältnis zu einer großen geisteswissenschaftlichen Edition, an der die betreffenden Wissenschaftler u.U. zehn Jahre gearbeitet haben und die für mehr als 100 Jahre Bestand haben wird, kann kompetent nur durch Vertreter des jeweiligen Faches bewertet werden. Keine noch so gute bibliometrische Messmethodik kann gültige Antworten auf diese Frage liefern.

Neben den Geisteswissenschaften und weiten Teilen der Sozialwissenschaften sind von der Problematik übrigens auch die Ingenieurwissenschaften (namentlich die Informatik) betroffen, in denen publizierte Konferenzbeiträge eine maßgebliche Rolle spielen. Die kommerziellen Datenbankproduzenten haben das erkannt und reagieren mit einer entsprechenden Ausweitung ihrer Produkte, so etwa Thomson Reuters mit der Integration der beiden Conference Proceedings Citation Index Ausgaben Science (CPCI-S) und Social Sciences & Humanities (CPCI-SSH) in das Web of Science.

Die Erfassung der Publikationen nur über Fachaufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften ist auch in all den Bereichen interdisziplinärer Forschung problematisch, in denen Natur- mit Sozial- und Geisteswissenschaftlern aus unterschiedlichen Disziplinen zusammen arbeiten (und publizieren). Das betrifft z.B. weite Bereiche der Umweltforschung.

QIW: Bei Buchveröffentlichungen kann ja nicht mit einem impact factor wie bei einer Zeitschrift gearbeitet werden. Da müsste die Qualität des Werkes selbst eingeschätzt werden. Dies für jede Buchveröffentlichung vorzunehmen ist schon quantitativ nahezu unmöglich. Dann kommen die Qualitätsmaßstäbe (standards) dazu, die viele Male nicht standardisiert sind, zumindest nicht in ihrer Gewichtung zueinander. Welche Qualitätsmerkmale werden denn überhaupt diskutiert?

MW: Im bibliometrischen Umfeld gibt es hier verschiedene Ansätze, von denen bisher jedoch keiner universelle Anerkennung erreicht hat. Um gegen die sog. graue Literatur abzugrenzen, wird zum Teil als ein Kriterium das Vorhandensein einer ISBN bzw. ISSN (im Fall von Serials) verwendet. Damit wird das Publikationsmedium zumindest als über die großen Bibliothekssysteme nachvollziehbar (und wiederauffindbar) dokumentiert. Ein zweifelsfreies Qualitätskriterium kann dies freilich nicht sein, das ist evident. Eine zweite Möglichkeit ist die Klassifizierung der Verlage. Es kursieren bereits Listen mit sog. A-Publishers (in denen – wer hätte es gedacht? – wiederum die großen anglo-amerikanischen akademischen Verlagshäuser dominieren). Eine derartige Klassifikation nach A und B läuft natürlich prinzipiell in dieselbe Problematik, die bei den ERIH-Listen gegeben ist: eine allgemein gültige und akzeptierte Abgrenzung von A- und B-Verlagen wird schwerlich zu erreichen sein. Außerdem wäre die Verwendung einer Verlagsklassifikation für die pauschale Bewertung von Publikationen aus demselben Grund unzulässig, aus dem auch der impact factor von Zeitschriften dafür ungeeignet ist: der prognostische Wert des Durchschnitts-impacts eines Verlags für die Wirkung eines konkreten einzelnen Buches aus seinem Programm ist eher gering. In der Regel zeigen sich hier ziemlich schiefe Verteilungen der einzelnen Elemente.

Eine dritte Möglichkeit ist die Bestimmung von tatsächlich erzielten Zitationsraten für Monographien und Sammelbandbeiträge, zu messen über die in den Zitationsdatenbanken gelisteten Zeitschriften. Technisch ist dies durchaus möglich, da die Zitationsdatenbanken auch die Verweise (Referenzen) auf solche sog. non-source-items (zitierte Werke, die selbst nicht in den erfassten Zeitschriften publiziert wurden) enthalten. Allerdings ist dafür manuelles Recherchieren notwendig und von daher sind dem in quantitativer Hinsicht enge Grenzen gesetzt. Dieser Ansatz wird nur in Einzelfällen mit begrenzter Reichweite einsetzbar sein.

Eine vierte Möglichkeit ist die pauschale Vergabe von Gewichtungsfaktoren, die sich an Publikationstyp, Publikationssprache (nationale vs. International) oder Umfang (Seitenzahlen) orientieren. In Skandinavien wird seit einiger Zeit mit solchen Modellen operiert, z.B.: 8 Punkte für eine Monographie, 3 Punkte für einen Zeitschriftenaufsatz, 1 Punkt für einen Sammelbandbeitrag. Derartige Ansätze wir-

ken zwar mechanisch und stark vereinfachend, haben aber einen in der Praxis wichtigen Vorteil: sie sind bei Vorhandensein einer umfassenden Publikationsdatenbank sehr leicht umsetzbar. Sobald ein Konsens über die anzuwendenden Faktoren hergestellt ist, ist der Aufwand für ihre Integration in Bewertungssysteme minimal. Ob ein solcher Konsens herstellbar ist, ist allerdings eine ganz andere Frage.

Als fünfte Möglichkeit schließlich wird neuerdings (z.B. in Australien) der Verbreitungsgrad in akademischen Bibliotheken herangezogen, um Buchpublikationen damit unterschiedlich zu gewichten. Über entsprechende Datenbanken lässt sich mit sog. lib citations feststellen, in wie vielen Bibliotheken das jeweilige Buch vorhanden ist. Auch dieser Ansatz lässt aber keine direkten, zweifelsfreien Rückschlüsse auf die wissenschaftliche Qualität der betroffenen Werke zu.

Von einer allgemeinen Akzeptanz und Einsatzreife für flächendeckende Anwendungen kann bisher bei keiner der genannten fünf Lösungsmöglichkeiten die Rede sein.

QiW: So wie die geisteswissenschaftliche Seite z.T. argumentiert, erweckt sie den Eindruck, als ob sie sagen wolle „Unsere wissenschaftliche Leistung ist weder dokumentierbar noch einschätzbar“. Das würde darauf hinauslaufen, dass es in diesem Fach keine gemeinsamen Kriterien für „Leistungen in der Forschung“ gibt, weder für den Umkreis der ein zu beziehenden und zu betrachtenden Leistungen (Quantifizierung), noch für deren qualitative Bewertung. Das ließe den weiteren Schluss zu, dass es auch keine Basis für eine intersubjektive, wechselseitige Überprüfung der vorgelegten Forschungen gibt. Das aber würde wissenschaftstheoretisch bedeuten, dass es sich um keine Wissenschaft handelt. Es ist eher unwahrscheinlich, dass die Geschichtswissenschaft diesen argumentativen Weg gehen will. Faktisch ist es aber so, dass dieses Fach unentwegt von solchen Kriterien Gebrauch macht (s.u.). Sind sie nur nicht formulierbar? Dann wäre auch unerklärbar, auf welcher Basis Gutachter von Forschungsprojekten in der Geschichtswissenschaft tätig werden. Das erinnert übrigens an den Dekan eines Fachbereichs „Design“, der angesichts bevorstehender Evaluation des Fachbereichs erklärte, Kunst lasse sich nicht evaluieren, also einschätzen. Der Hinweis darauf, dass die Prüfungskommissionen solche Einschätzungen Semester für Semester mit den Examensarbeiten der Studierenden vornähmen, die dann ja wohl auch keine Basis hätten, löste einige Verlegenheit aus. (Von Kunstauktionen war wegen Überkomplexität der Preisbildung erst gar nicht die Rede).

MW: Die Weigerung der Historiker, am Forschungsrating des Wissenschaftsrates in der Form mitzuwirken, wie dies die Chemiker und Soziologen zuvor getan haben, ist ein hochinteressanter Vorgang. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, dass die Ablehnung der Historiker gegenüber dem Verfahren des CHE mit seinen jährlich publizierten sog. „Forschungsrankings“ ja noch deutlich schärfer ausfällt. Hier ist zum ersten Mal der flächendeckende Boykott des CHE-Verfahrens durch eine ganze Disziplin zu erkennen (auch in Österreich und der Schweiz gibt es seit einiger Zeit jeweils landesweit und über alle Disziplinen hinweg erheb-

lichen Widerstand gegen das CHE-Ranking). Die Tatsache, dass Disziplinen mit Selbstbewusstsein beginnen, sich aktiv in die Diskussion um die Verfahren und Kriterien zur Bewertung von Forschungsleistung einzumischen, ist eindeutig positiv zu bewerten. Nur so können die Verfahren langfristig verbessert und mit den notwendigen Veränderungen überhaupt erst zu einer allgemeinen Akzeptanz geführt werden.

Für die Historiker baut sich jetzt allerdings ein hoher Erwartungsdruck auf: die anderen Disziplinen werden auf Dauer kaum tolerieren, dass die Geschichtswissenschaft eine einmalige Sonderstellung für sich reklamiert, quasi einen Schutzzaun um sich errichtet und sich damit jeder systematischen Bewertung entzieht. Man darf also gespannt sein, wie diese Disziplin ihre so entstandene Bringschuld durch Vorlage von praktikablen Alternativen einlösen wird. Nicht wenige Beobachter aus anderen Disziplinen trauen ihr wohl genau das nicht zu. Es gibt viel zu gewinnen für die Historiker, wenn sie diesen Verdacht entkräften können.

QiW: Hier handelt es sich um die Geschichtswissenschaft; interessant wäre es, wenn die Mathematik in ihren Qualitätskategorien (z.B. der einer „besonders eleganten Lösung des Problems“) in die Betrachtung einbezogen würde. (An dieser Stelle muss nicht die Diskussion fortgesetzt werden, ob die Mathematik eine Geistes- oder Naturwissenschaft sei). Kann intersubjektiv hinreichend präzise festgemacht werden, welche Merkmale eine „besonders elegante Lösung“ ausmachen? Dabei stellen sich ganz ähnliche Probleme wie in den interpretativen Bereichen der Geschichtswissenschaft. Halten Sie derartige Teile des Qualitätsverständnisses für transparent fixierbar?

MW: Jedenfalls nicht so, dass das dann gut operationalisierbar und mit bibliometrischen Methoden messbar würde. Solche Dimensionen gehören eindeutig in den Bereich, der dem peer review vorbehalten bleiben muss. Historiker und Mathematiker haben zwar eine ganz andere Gemeinsamkeit: die Forschung ist in beiden Disziplinen sehr kostengünstig, im Kontrast etwa zur Hochenergiephysik. Dass sie aber in den angesprochenen Fragen der Bewertung von Forschungsleistungen viel voneinander lernen können, erscheint nicht zwingend. Übrigens haben die Mathematiker im Jahr 2008 eine vielbeachtete Stellungnahme zur Anwendung bibliometrischer Methoden vorgelegt. Die internationale Mathematikervereinigung kritisiert darin - völlig zu Recht - vor allem den weit verbreiteten Missbrauch von impact factor und h-Index, die auf Grund ihrer leichten Verfügbarkeit zunehmend in „quick and dirty“-Verfahren angewendet werden.

QiW: Ein wesentliches Argument war auch, dass ein solches Rating von vornherein nur Prozesse und Ergebnisse erfasst, die bereits abgelaufen sind, also Vergangenes erfasst und damit der Gegenwart der Leistungen nicht gerecht wird. Irgendein Maß, das dann veröffentlicht wird, sei immer schon von gestern. Daher sei ein solches Vorgehen abzulehnen. Eine solche Position, von Historikern eingenommen, wirft interessante geschichtsphilosophische Perspektiven für dieses Fach auf.

MW: Dass Forschung ein kontinuierlicher Prozess ist, der sich auch historisch betrachten lässt, ist trivial. Wichtig ist, hier das Dilemma zu erkennen, in dem sich diejenigen befinden, die jeweils konkret zu einem bestimmten Zeitpunkt Forschungsleistungen bewerten sollen (oder müssen): natürlich will man, zumal wenn es um die Allokation öffentlicher Mittel geht, mit der Bewertung das Potential fördern, das Erfolg in der Zukunft verspricht. Daten liegen aber nur für die Vergangenheit vor. Es muss also zwangsläufig immer ein spekulatives Element in die Interpretation der Daten einfließen, um zu solchen Bewertungen zu kommen. Wer gut begründete Spekulationen auf der Basis empirischer Daten der Vergangenheit (bis her an die Gegenwart) ablehnt, der wird sich dem Vorwurf ausgesetzt sehen, Willkür und Zufall regieren zu lassen.

QiW: Vorgezeigte Leistungen sind vom Vorgang her immer bereits abgelaufen. Rechenschaft generell ist fast unentwinnbar so aufgebaut, es sei denn, die besten Zukunftskonzepte sollten prämiert werden (was sogar eine weitere Dimension der Bewertung werden könnte). Dann verschiebt sich die Betrachtung zum nächsten Zeitpunkt auch auf die Frage, was aus der Realisierung des Zukunftskonzepts geworden ist ...

MW: Speziell für die Zitationsindikatoren der Bibliometrie gibt es einen unlösbaren Zielkonflikt zwischen zwei zentralen Forderungen, nämlich der nach Validität einerseits und der nach Aktualität andererseits. Trotz aller Beschleunigungstendenzen auch im wissenschaftlichen Kommunikationssystem: Zitationen brauchen Zeit! Zitationsindikatoren sind überhaupt nur sinnvoll zu interpretieren, wenn eine Mindestlaufzeit zwischen dem Publikationsdatum und dem Messzeitpunkt für die erzielten Zitierungen vergangen ist. In der Bibliometrie werden hierfür im Allgemeinen zwei Jahre angesetzt. In vielen Fällen zeigt sich aber, dass das nicht ausreicht. Deshalb wird häufig das Zeitfenster auf vier oder fünf Jahre erweitert. In den meisten Disziplinen kann man nach fünf Jahren einigermaßen sicher sein, dass sich die Rangreihen später nicht mehr dramatisch verändern. Wenn Bibliometriker im Kontext von Evaluationsverfahren mit solchen relativ validen Daten aufwarten, sind die politisch Verantwortlichen nicht selten enttäuscht. Dann heißt es: „Es ist unerheblich, welche Leistung die zu beurteilenden Gruppen vor einem halben Jahrzehnt erbracht haben – wir brauchen aktuelle Zahlen für die nächste Sitzung des Exzellenzpremiums!“ Derartige Ansprüche sind mit Zitationsindikatoren aber nicht seriös erfüllbar, wenn Wert auf valide Daten gelegt wird.

QiW: Wo finden Bewertungen heute schon statt? Auf individueller Ebene im Studien- und Qualifikationsbetrieb bis zur Habilitation, in Berufungsverfahren, in Rezensionen, in Gutachten für Forschungsprojekte und Gutachten über die Aufnahme in Zeitschriften, um nur die häufigsten zu nennen. Sie haben auf institutioneller Ebene u.a. stattgefunden bei der Prüfung wissenschaftlicher Einrichtungen durch den Wissenschaftsrat in Ostdeutschland nach der deutschen Vereinigung und bei der Errichtung geisteswissenschaftlicher Zentren. Hier sind Methoden zur Bewertung einschlägiger Forschung angewandt worden, die sich auf eine aus-

reichend breite Akzeptanz stützen konnten. Sind solche Methoden in die Felder übertragbar, über die hier in den beiden Fällen gestritten wird?

MW: Der Wissenschaftsrat (vor allem mit seinem Projekt zum Forschungsrating) und die Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen (WKN) mit ihren disziplinspezifischen Evaluationen sind in Deutschland herausragende Beispiele für klug geführte Bewertungsverfahren mit angemessener Beteiligung der Betroffenen. Die Maßstäbe, die in Köln und Hannover methodisch, in der Auswahl und Gewichtung von Indikatoren und in der Verfahrensorganisation gesetzt werden, sind vorbildlich. Es gibt keinen Grund, sich nicht in weiteren Fällen daran zu orientieren. Das schließt Veränderungen und Weiterentwicklung, insbesondere im Hinblick auf disziplinspezifische Besonderheiten nicht aus, sondern ausdrücklich ein.

QiW: Sicherlich müssen die unterschiedlichen Beiträge zum Erkenntnisfortschritt ausdifferenziert berücksichtigt werden. Hier teilen sich vermutlich die Lager und müssten in einem längeren Dialog zusammengebracht werden. Die einen erkennen nur direkte Beiträge zum Erkenntnisfortschritt an, also Texte über Forschungsergebnisse, und versuchen auch noch deren qualitative Bedeutung für die Entwicklung von Forschungsgebieten einzustufen. Das könnte als Bereich bezeichnet werden, der unstrittig ist. Andere Mitglieder der Fachgemeinschaft erweitern den Fokus von der Erkenntnisgewinnung bis zur Konzeptentwicklung und Anwendung und beziehen auch die Beiträge zur Kommunikation über Forschung (z.B. Rezensionen) mit ein. Wie wird dieses Problem in der Wissenschaftsforschung und in der Praxis der Fachgemeinschaften (hier insbesondere der geisteswissenschaftlichen) gesehen?

MW: Solche Diskussionen über die Wertigkeit verschiedener Beiträge sind in fast allen Disziplinen zu beobachten. In der Mathematik etwa gibt es ein „Gefälle“ zwischen reinen und angewandten Vertretern des Faches, in der Physik Spannungen zwischen den Theoretikern und den Experimentalphysikern, in fast allen naturwissenschaftlichen Fächern leiden die jeweiligen Didaktiker und (soweit vorhanden) noch mehr die Historiker des Faches unter ihrer Randständigkeit. In dem quantitativ sehr großen Bereich der Medizin gibt es starke Konflikte zwischen den Vertretern der theoretischen Fächer und den Klinikern. Gerade in der Medizin geht es dabei auch um Publikationstypen: Grundlagenarbeiten vs. Fallstudien vs. internationale klinische Studien zur systematischen Überprüfung bestimmter Behandlungsmethoden.

Der disziplineninterne Streit um die Wertigkeit bestimmter Publikationstypen kann von außen nicht entschieden werden. Allgemein akzeptierte Standards, die eindeutig dokumentiert wären, sind bisher kaum erkennbar. Das verwundert nicht angesichts der Tatsache, dass in den meisten Disziplinen noch nicht einmal allgemein verbindliche Regeln zum Umgang mit Plagiaten und Fällen von „multiple submission“ existieren. Eine rühmliche Ausnahme kommt hier aus dem Bereich der Ingenieurwissenschaften: Das „Publication Services and Products Board Operations Manual“ der IEEE enthält vorbildliche Definitionen und Richtlinien zu diesen Fragen.

QiW: Halten Sie diese Fülle von Kriterien für geisteswissenschaftliche Forschung für methodisch beherrschbar? Wie kompliziert wird das Ganze? Ist das im Alltag mit vertretbarem Aufwand handhabbar? Können diese Kriterien zu übersichtlichen Indikatoren verdichtet werden, ohne dass der zugrunde liegende Aspektreichtum einerseits und seine Nuancen des Beitrags zur Forschungsleistung andererseits verloren geht?

MW: Das wird auf jeden Fall kompliziert und sehr aufwendig, wenn man zu einem allgemein akzeptierten und gut dokumentierten Kompromiss kommen will. Die Erfahrung zeigt: immer dann, wenn ein besonders exotisch erscheinender Publikationstyp ausgeschlossen werden soll, gibt es vehemente Gegenwehr von einzelnen Betroffenen. Jede Disziplin ist hier selbst in der Verantwortung, die Maßstäbe zu setzen – von außen kann das nicht oktroyiert werden. Letztlich kann so etwas nur mit einer kritischen Masse von Autoritäten durchgesetzt werden, die genügend Einfluss in dem betreffenden Fach haben.

QiW: Die Bibliometrie, für die Sie ein besonderer Experte sind, bezieht sich auf einen Teilbereich der Forschungsleistungen. Sie erfasst nicht den quantitativen Umfang der wissenschaftlichen Produktivität, versucht auch keine direkte qualitative Einschätzung der Forschungen bzw. der Einzelpublikationen von Forschungsergebnissen (das würde an zahlreichen Hindernissen scheitern) sondern versucht deren Bedeutung im Spiegel der Einschätzung durch die Fachgemeinschaft zu erfassen, an der Häufigkeit, mit der sich auf eine Arbeit bezogen wird, also einem quantitativen Maß, das als Indikator für Qualität interpretiert wird.

Die eine Schwäche besteht bekanntlich schon darin, dass in den verschiedenen Forschungsgebieten unterschiedlich viele Forscher tätig sind. Im Mainstream mehr als in völlig neuen Gebieten. Die Aussicht, zitiert zu werden, ist also extrem verschieden und verhält sich u.U. sogar umgekehrt proportional zur Originalität der Forschung: Diejenigen, die ihrer Zeit, d.h. ihren Kollegen voraus sind, werden zunächst wenige finden, die an diesen Themen interessiert sind und sich per Zitat auf sie beziehen. Es gibt ja den halb-ironischen Spruch, etwas sei „zu früh“ publiziert worden. Die Fachgemeinschaft sei noch nicht so weit.

Ein zweites Problem besteht in der sinkenden Sorgfalt, mit der Vorgängerarbeiten recherchiert werden. Als Herausgeber mehrerer Zeitschriften ist es immer wieder erstaunlich, beim Neuaufbau von Forschungsprojekten, über die in Artikeln berichtet wird, zu erleben, dass ältere, seinerzeit „zu früh“ publizierte Arbeiten nicht mehr rezipiert werden, sondern die Autoren subjektiv der Meinung sind, völliges Neuland zu betreten. Insofern geht in die Messung der Zitiert Häufigkeit auch die Annahme der sorgfältigen Recherche in den untersuchten Arbeiten mit ein, die immer häufiger unberechtigt ist.

MW: Die Bibliometrie erfasst durchaus auch den quantitativen Umfang der wissenschaftlichen Produktivität – wenn man davon ausgeht, dass Publikationen mit das wichtigste „Produkt“ des Forschungsprozesses sind. In den von uns produzierten Indikatortableaus ist die Spalte „P“, in der sich die schiere Zahl der für die jeweilige Untersuchungs-

einheit gefundenen Veröffentlichungen findet, sogar einer der wichtigsten Indikatoren. Und er wird von den Anwendern häufig sogleich in Beziehung zu anderen Größen wie der Personalstärke, den eingeworbenen Drittmitteln usw. gesetzt, um sich mit anderen zu vergleichen.

Aber zweifelsfrei ist in den meisten Fällen der Zitationsindikator der spannendere, der in der Tat oft als Qualitätsindikator interpretiert wird, obwohl er eigentlich nur „Wirkung“ anzeigt. Neben den genannten gibt es eine Reihe weiterer Kritikpunkte am Zitationsindikator (z.B. Selbstzitate, Zitationskartelle, Wirkung von Negativ-Zitaten u.v.m.). Diese Phänomene sind inzwischen gut untersucht und die Bibliometrie hat gute Methoden zu ihrer Beherrschung entwickelt. Der wichtigste Grundsatz ist sicher, dass Zitationsraten nicht absolut und unspezifisch miteinander verglichen werden. Vergleichbar sind jeweils nur Werte für denselben Beobachtungszeitraum und aus demselben Gebiet. Dafür und für die Kontrolle weiterer Parameter gibt es in der Indikatorik mittlerweile angemessene Prozeduren, deren Erläuterung hier den Rahmen sprengen würde. Grundsätzliche Probleme wie der erwähnte Zielkonflikt zwischen Validität und Aktualität lassen sich jedoch auch durch eine noch so ausgefeilte Methodik nicht beseitigen. Wenn der Zitationsindikator tendenziell main stream Forschung begünstigt und unorthodoxe Ansätze nicht genügend zur Geltung bringt, bildet er insofern genau das ab, was sich im Kommunikationssystem der Wissenschaftler formal niederschlägt. Technisch ist es allerdings durchaus möglich, dem in gewünschten Einzelfällen etwa durch gezielte Vorselektionen entgegenzuwirken.

Dass unter dem zunehmenden Publikationsdruck immer weniger sorgfältig recherchiert und zitiert wird, ist eine vielfach geführte Klage. Es gibt empirische Studien dazu, dass einmal erfolgte Falschzitationen sich in der wissenschaftlichen Literatur zum Teil jahrelang fortsetzen, weil sie offenbar von späteren publizierenden Autoren ungeprüft übernommen werden. Es fehlen allerdings noch systematische Untersuchungen, die es zulassen würden, das Ausmaß dieser Problematik in den einzelnen Disziplinen mit empirischen Daten näher zu bestimmen.

QiW: Haben wir etwas wesentliches vergessen, was die Bewertbarkeit geisteswissenschaftlicher Forschung betrifft und aus dem entstandenen Dilemma herausführen könnte?

MW: Für die Geisteswissenschaften sind derzeit weder ein „Königsindikator“ noch ein ultimatives Verfahren irgendwo erkennbar, mit dem ein einfacher Ausweg aus dem Dilemma gefunden werden könnte. Klar ist nur, dass die entscheidenden Maßstäbe zur Bewertung aus den Disziplinen selbst kommen müssen.

QiW: Der Wissenschaftsrat hat im Juli 2009 nach der Entscheidung des Historikerverbandes beschlossen, in seiner Steuerungsgruppe Forschungsrating zunächst fächerübergreifend geeignete Bewertungskriterien für ein Ratingverfahren in den Geisteswissenschaften zu entwickeln. Dazu hat er öffentlich erklärt: „Um die Vielfalt der Forschungspraktiken berücksichtigen zu können, werden Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Geisteswissenschaften eingeladen, sich daran zu beteiligen. Die Unterarbeitsgrup-

pe soll ihre Arbeit im Herbst dieses Jahres aufnehmen und im Frühjahr 2010 Ergebnisse vorlegen" (Pressemeldung vom 24.07.2009). Wir dürfen nach diesem Vorlauf gespannt sein. Das Problem kann ja kein rein deutsches sein, denn es ist typisch für die geisteswissenschaftliche Arbeitsweise. Sind international irgendwelche Vorbilder der Erfassung und Einschätzung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen bekannt, deren Übernahme zu prüfen sich lohnen würde?

MW: Natürlich gibt es entsprechende Prozesse jenseits unserer Landesgrenzen, die es wert sind, sie zu studieren und in ihrer Weiterentwicklung zu beobachten. Gegenwärtig wird an vielen Stellen mit allen möglichen Varianten von Indikatoren und Verfahren experimentiert. Interessant ist auf jeden Fall die Diskussion über das, was in Großbritannien unter dem Titel Research Assessment Exercise (RAE) gelau-

fen ist und als Research Excellence Framework (REF) fortgesetzt wird. Spannend ist aber auch das, was in den skandinavischen Ländern praktiziert wird, gerade hinsichtlich des Einsatzes von Bibliometrie. Ein weiteres interessantes Beispiel liefert Australien mit seinem Research Quality Framework (RQF) bzw. dem Nachfolgeprogramm Excellence in Research for Australia (ERA). Von Vorbildern für uns muss man dabei aber nicht gleich sprechen. Für jedes der genannten Beispiele gilt: prüfen ja – Übernahme nein. Deutschland braucht die Entwicklung eigener Kompetenzen in diesen Fragen. Die beim Wissenschaftsrat in Köln und bei der WKN in Hannover laufenden Verfahren sind eine sehr gute Ausgangsbasis dafür.

QiW: Herr Winterhager, vielen Dank für dieses Gespräch! Die Fragen für die QiW stellte Wolff-Dietrich Webler.

Reihe Gestaltung motivierender Lehre in Hochschulen: Praxisanregungen

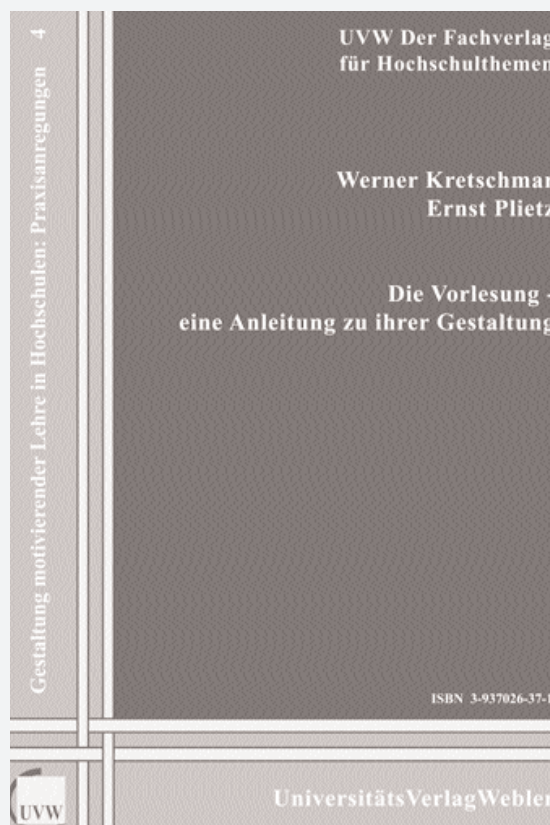
Werner Kretschmar/Ernst Plietz: Die Vorlesung - eine Anleitung zu ihrer Gestaltung

Vorlesungen sind seit jeher hochschultypische Lehrform. Daran wird sich schon wegen der hohen Studierendenzahlen nichts ändern, obwohl die Vorlesung häufig zu hohe Anforderungen an die Konzentrations- und Aufnahmefähigkeit der Hörer stellt. Es bedarf einer durchdachten Planung und Darbietung des Lehrstoffes, wenn der von den Lehrenden angestrebte Orientierungs- und Lerneffekt zumindest bei der Mehrzahl ihrer Studierenden erzielt werden soll.

Die vorliegende Schrift geht auf die mit Vorlesungen verfolgten Absichten ein sowie darauf, wie die Zuwendung der Lernenden zum Lehrinhalt (besser) erreicht werden kann. Es folgen Hinweise, wie die Lehrenden die Faßlichkeit des zu Vermittelnden verbessern können und wie das Behalten des Gehörten gefördert werden kann. Schließlich wird auf personale Momente für Vorlesungserfolg und auf die Struktur von Vorlesungen eingegangen.

Didaktisch und psychologisch begründete Empfehlungen wie in dieser Schrift können den jüngeren Lehrenden bei der Planung und Ausführung ihrer Lehrvorhaben helfen. Auch erfahrene Dozenten werden Anregungen finden.

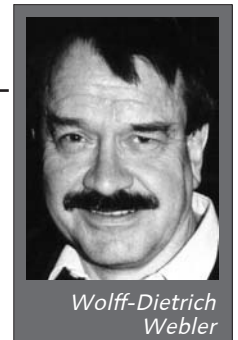
Die Autoren sind erfahrene Hochschulpädagogen, die sich über lange Jahre intensiv mit Lehre und Lernen und insbesondere mit Vorlesungen auseinandergesetzt und viele Generationen von Lehrenden ausgebildet haben.



ISBN 3-937026-37-1,
Bielefeld 2005, 36 Seiten, 9.95 Euro

Bestellung - Fax: 0521/ 923 610-22, E-Mail: info@universitaetsverlagwebler.de

Wolff-Dietrich Webler



Wolff-Dietrich Webler

Resümee: Zum Stand der Bewertung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen - zwei Konflikte im Vergleich

I. Zwei Konflikte im Vergleich

Die Vorfälle

Wir haben in diesem Jahr - wie im vorliegenden Heft dargestellt - zwei besonders prominente Beispiele für Probleme mit der Bewertung geisteswissenschaftlicher Forschungsleistungen: Im Zusammenhang mit dem Versuch, einen European Reference Index for the Humanities (ERIH) zu entwickeln, haben Spitzenzeitschriften einen Protest gegen ERIH unterzeichnet, in dem auch eine breitere Begründung publiziert ist. Dazu gibt es auch eine Erwiderung der Trägerorganisation. Das zweite Beispiel betrifft die deutsche Ebene: Der Wissenschaftsrat hatte für die Entwicklung eines Forschungsratings für die Geisteswissenschaften, das bisherige Fehler und Schwächen solcher Verfahren überwinden soll, die Geschichtswissenschaft eingeladen. Der deutsche Historikerverband hat dem WR eine Absage erteilt - ein kooperativ und disziplinenpolitisch wohl einmaliger Vorgang. Auch hierfür liegen Begründungen öffentlich vor und im Umkreis sind mehrere Artikel dazu erschienen, sodass die innerwissenschaftlichen Konflikte und Widerstände gegen eine Messung bzw. Bewertung geisteswissenschaftlicher Forschung gut sichtbar werden. Vor dem Eingehen auf Details sollten diese Vorgänge erst einmal etwas eingeordnet werden.

Zwei Versuche, geisteswissenschaftliche Forschung zu bewerten: zwei Verweigerungen. Was an beiden Konflikten zunächst so ähnlich scheint, erweist sich bei näherer Betrachtung als nicht so parallel, wie im ersten Moment zu vermuten - weder in ihrem Anlass, noch Verlauf, noch in den Motiven.

Die Anlässe

Dem Aufbau des ERIH geht die Absicht voraus, die Abhängigkeit der Bewertung europäischer Wissenschaftsleistungen von US-amerikanischen Verfahren und Instrumenten wegen der Biases und Verwerfungen, aber auch der dahinter stehenden Interessen zu reduzieren. Der Einfluss dieser Verfahren und ihrer Fehler reicht wegen unkritischen Gebrauchs der dort erzeugten Daten durch die Europäer weit bis in europäische Personalauswahlentscheidungen hinein (die Hintergründe müssen nicht noch einmal detailliert dargelegt werden). Die Ziele solcher Verfahren werden auch von der europäischen Initiative nicht bestritten - nämlich auf der Basis der Annahme von Konkurrenzverhältnissen möglichst sachgerechte Vergleiche bereit zu stellen, immer

wieder anstehende Priorisierungsentscheidungen also möglichst rational zu gestalten. Personen und ihren Beitrag zur Forschung auf einer sehr viel breiteren Basis (einschließlich regionalsprachlicher Publikationen) bei Förderentscheidungen einschätzen zu können, „Europäische Forschung sichtbar zu machen“, gelingt auf diese Weise allerdings weitgehend in Europa nur untereinander und von außen bzw. nach außen nur, soweit sich jemand für die Person oder die spezielle Forschung interessiert. Zumindest kann also die Übernahme der defizitären US-Maßstäbe in europäische Entscheidungen, die zu Fehleinschätzungen führt, reduziert werden.

Die Ziele und Verwendungsmöglichkeiten der künftigen Ratingergebnisse des WR werden dagegen von der Geschichtswissenschaft argwöhnisch betrachtet. Schon die Notwendigkeit solcher Verfahren wird zumindest von Teilen der Fachgemeinschaft bezweifelt - also werden auch ihre Ziele z.T. abgelehnt. Dazu gehört der (zutreffende) Eindruck, mit Ratings werde zum jederzeitigen Vergleich eingeladen, also Konkurrenz verschärft. Dass dann auch noch Mängel der Methoden der Leistungserfassung zu Verzerrungen der Ergebnisse beitragen könnten, kommt hinzu (wäre aber über eigene Methodenentwicklung zu vermeiden).

Zu den Rahmenbedingungen

Seit die Expansionsphase wissenschaftlicher Einrichtungen (insbesondere an Hochschulen) vorüber ist und die verfügbaren Mittel quasi gedeckelt sind, stehen diese Einrichtungen mehr als früher im Wettbewerb miteinander. Während es früher eher ein reiner Qualitätswettbewerb war, in dem es um eine formative Evaluation, also um Prozess- und Ergebnisoptimierung als Rückmeldung an die Einrichtung bzw. die beteiligten Wissenschaftler ging, geht es heute auch im Sinne einer summativen, bilanzierenden Evaluation um Bestand und Weiterführung, um Wandel oder Abwicklung der Einrichtungen selbst. Dies geschieht im Rahmen einer schon seit etwa 20 Jahren veränderten Vorstellung von Universitäten. Während bis dahin die Leitvorstellung gewesen war, im Sinne der alten *universitas litterarum* möglichst das ganze Fächerspektrum an einer Universität zu repräsentieren, war dieser Anspruch schon nach der Gründung der Universität Bochum Mitte der 60er Jahre, der letzten Universitätsgründung dieses alten Musters, nicht mehr aufrecht zu erhalten. Bei den nachfolgenden zahlrei-

chen Gründungen handelte es sich bereits um Schwerpunktgründungen, die nur noch ein Teilspektrum der Wissenschaften umfassten. Diese Leitvorstellungen wandelten sich noch einmal zur Profilbildung seit den 80er Jahren, in deren Rahmen auch Fächer nicht mehr möglichst vollständig, sondern nur noch in möglichst leistungsfähigen Schwerpunkten ausgebaut und vertreten sein sollten. Ausbau an der einen Seite bedeutete in einem gedeckelten Haushalt Abbau an einer anderen Stelle - dort, wo die Hochschule zu dem Schluss gekommen war, ein besonderes Niveau aufgrund personeller und materieller Konstellationen nicht erreichen zu können. Das führte zur direkten internen Konkurrenz aller Fächer bzw. Einrichtungen einer Hochschule und dazu, auch für interne Zwecke der Prioritätenbildung der Hochschule zu Methoden zu kommen, die der Hochschulleitung im Sinne summativer Evaluation methodisch verlässliche Leistungsvergleiche erlaubte. In der ganzen Emotionalität solcher Entscheidungen für die Betroffenen konnten Hochschulleitungen nur überleben, wenn diese Entscheidungen sehr gut legitimiert waren. Entsprechend begehrt waren solche methodischen Verfahren eines möglichst objektiven, validen und verlässlichen Leistungsvergleichs.

Hier ist nicht der Raum, über alternative Strategien solcher Leistungseinschätzungen zu sprechen (Evaluation im Wortsinne; hier ist bewusst nicht von Messungen die Rede) mit den Stichworten Benchmarking, Selbstbericht, externes Peer Review usw. als qualitative Schätzverfahren (meist kombiniert mit quantitativen Daten) oder rein quantitativen Methoden, zu denen die Bibliometrie mit ihren Zitationsindices gehört.

Zum Verlauf

A) Die erste Weigerung (der Zeitschriften, mit dem ERIH zu kooperieren) wird mit gravierenden Verfahrensfehlern und falschen Ansätzen der ESF begründet (der Trägerorganisation), also bereits gefällten Entscheidungen und gesetzten Fakten, ohne die Betroffenen frühzeitig beteiligt zu haben. Hier sind die Weichen falsch gestellt worden, und gegen diese (als untauglich eingestuft) Ergebnisse wird protestiert. Beteiligung wird also - und zwar von Anfang an - eingefordert, Kooperation seinerseits angeboten.

Die ESF ist z.Z. dabei, die Listen der Zeitschriften durch neu zusammen gesetzte „Expert Panels“, je einer für 15 Disziplinen überarbeiten zu lassen. Sie nehmen dabei Informationen von Herausgebern, Verlagen und der jeweiligen Fachgemeinschaft auf. Auch das Konzept wurde erweitert: „In addition to being a reference index of the top journals in 15 areas of the Humanities, across the continent and beyond, it is intended that ERIH will be extended to include book-form publications and non-traditional formats. It is also intended that ERIH will form the backbone of a fully-fledged research information system for the Humanities.“ (<http://www.esf.org/research-areas/humanities/research-infrastructures-including-erih.html>, Aufruf am 16.12.2009)

B) Im Fall der zweiten Verweigerung lautet die Begründung anders. Hier wird Beteiligung von Anfang an vom Wissenschaftsrat als der Trägerorganisation angeboten, und sie wird von Seiten der Wissenschaft ausgeschlagen: Der WR bietet eine offene Entwicklung in enger Kooperation

mit den Fachvertretern an. Die Pilotstudien mit Chemie und Soziologie haben gezeigt, wie offen, fachnah und unterschiedlich die Ergebnisse ausfallen können. Die Argumentation, mit der abgelehnt wird, ist offensichtlich pauschal gegen jede Form von Evaluation gerichtet und lautet: „Zu den wichtigsten Argumenten gehören die unklaren Kriterien und die nicht absehbaren Konsequenzen eines Ratings, das als Pilotprojekt mit explorativem Charakter konzipiert ist und dessen Repräsentativität und Reichweite daher gar nicht exakt bestimmt werden kann.“ Die Unklarheit von Kriterien (oder die unklaren Kriterien eines Ratings - welche Variante gemeint ist, bleibt offen) ist ja geradezu Anlass für die Entwicklung derselben. Das haben Pilotprojekte mit explorativem Charakter so an sich. Hier besteht die Offenheit, sie durch die eigenen Fachvertreter zu setzen und danach zu verfahren. Ob die „Repräsentativität und Reichweite“ eines Ratings „daher gar nicht exakt bestimmt werden kann“, leuchtet als Kausalität nicht ein. Das Projektangebot besteht doch offensichtlich aus zwei Stufen bzw. soll zwei Ansprüchen genügen: ein Verfahren zu entwickeln, das für die Geschichtswissenschaft in Deutschland repräsentativ ist (welche Kriterien erfüllt sein müssen, damit etwas repräsentativ ist, liegt wissenschaftlich fest; Repräsentativität kann exakt bestimmt werden) und dabei oder anschließend in der zweiten Stufe zu klären, ob das entwickelte Verfahren noch repräsentativ ist, wenn es auf die Geisteswissenschaften verallgemeinert wird.

Alle methodisch einwandfreien Prüffragen (das liegt in ihrer Eigenschaft als Prüfung) sind in ihrem Ergebnis offen. Es kommt darauf an, die richtigen Fragen zu stellen, und das obliegt dem Projekt mit Hilfe der Fachvertreter. Der vorletzte Punkt betrifft die Reichweite eines Ratings. Damit werden gemeinhin die Untersuchungsgegenstände gemeint, die das Rating umfasst. Deren Abgrenzung ist nicht nur möglich, sondern unbedingt notwendig und wird - wie das Beispiel der Soziologie bereits gezeigt hat - nach den Erfordernissen des Untersuchungsgegenstandes vorgenommen. Der letzte Punkt betrifft „die nicht absehbaren Konsequenzen eines Ratings“. Damit sind sicherlich nicht Ergebnisse gemeint, die die Forschungslandschaft strukturieren und differenzieren, sondern eher finanzielle, institutionelle und evtl. profilbildende, fokussierende, ja (immer nach den Kriterien der Fachvertreter) qualitätssteigernde Konsequenzen. Es geht also darum, Transparenz und Rationalität steigernde Entwicklungen nicht selbst aktiv zu fördern. Genau darauf hat die Öffentlichkeit aber Anspruch - genau darauf.

Wenn dann die Gefahr des Missbrauchs oder des Missverständnisses der einmal erzeugten Daten beschworen wird, dann gilt das in erhöhtem Maße auch für die jetzt schon vorhandenen Bilder, die jedem Vorurteil ausgesetzt sind. Die Ratingergebnisse können zu einer entscheidenden Versachlichung der Situation beitragen.

Nicht weniger problematisch fallen die Bedingungen aus, die für eine Kooperation in der Zukunft formuliert werden: „...wird sich der Verband der Historikerinnen und Historiker deshalb in angemessener Form an der Suche nach geeigneten Konzepten und an ergebnisoffenen Diskussionen über die Möglichkeit der Entwicklung und Messung von Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften beteiligen.“

Die Messung von Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften ist vom WR gar nicht beabsichtigt, sondern die Messung der Qualität vorfindlicher Forschung (wenn überhaupt „Messung“). Das erstere würde eine Meta-Evaluation der Qualitätsstandards bedeuten. Es soll also offengehalten werden festzustellen, dass die Messung von Forschungsleistungen mit Hilfe von Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften nicht möglich ist. Betonung auf Messung.

Dieses zu prüfen und ist Teil des Angebots. Die weitere Analyse des Satzes des Historikerverbandes („...ergebnisoffenen Diskussionen über die Möglichkeit der Entwicklung ... von Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften“) ergibt: Es soll der Aussage nach auch vorbehalten bleiben, festzustellen, dass es unmöglich ist, Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften zu entwickeln. Da muss sich eine Wissenschaftsdisziplin allerdings fragen lassen, was sie unter dem wissenschaftlichen Tun ihrer Fachvertreter denn versteht. Wonach sind Gutachten, Prüfungen, Rezensionen, Berufungsentscheidungen denn zu Stande gekommen? Gibt es keine Gütekriterien für Forschung?

Fazit: Dass Kooperationen an Bedingungen der Professionalität bzw. der Wissenschaftlichkeit geknüpft werden, ist fast selbstverständlich. Dass wissenschaftliche Forschung und Entwicklung in bestimmten Richtungen, die nicht ethisch problematisch sind, zum Tabu erklärt werden, ist es nicht.

Zu den Motiven

Im Fall des ERIH sollen (angesichts der bisher getroffenen Entscheidungen bereits defensiv) sachfremde Verfahren, falsche und daher unbrauchbare Ergebnisse und gravierende Nachteile von den Zeitschriften und den Autoren abgewendet werden. Dies geschieht nicht nur aus wissenschaftlichem Idealismus, sondern auch des wirtschaftlichen Überlebens der Zeitschrift wegen.

Im Fall der deutschen Geschichtswissenschaft liegen die Motive vermutlich komplexer. Die Befürchtung sachfremder Verfahren, falscher und daher unbrauchbarer Ergebnisse und gravierender Nachteile ist ohne Einschränkung legitim. Zwar haben die Fachvertreter sehr hohen Einfluss auf die Verfahrens- und Kriteriendefinition, fürchten aber, dass ihnen mittelfristig die Kontrolle entgleiten könnte (wie in anderen Feldern geschehen). Und sind Ergebnisse erst einmal erzeugt und im Umlauf, sind ihre Interpretation und ihr Gebrauch nicht mehr zu kontrollieren. Die Abwehr letztlich sinnloser Betriebsamkeit und aufgeblähter bürokratischer Verfahren - in den letzten Jahren besonders verbreitet - ist sofort nachvollziehbar. Das wissenschaftliche und gesellschaftliche Umfeld der deutschen Geschichtswissenschaft gewinnt allerdings anhand der Art der Reaktion und Argumentation auch den Eindruck, dass teilweise noch versucht wird, längst eingetretene Entwicklungen nicht wahrhaben zu wollen. Dazu gehören außerwissenschaftliche Rechenschaft, dazu gehört, auf der Basis der Annahme von Konkurrenzverhältnissen um Ressourcen auf lokaler, Länder-, Bundes- und europäischer Ebene möglichst sachgerechte Vergleiche bereit zu stellen, immer wieder anstehende Priorisierungsentscheidungen also möglichst rational zu gestalten und eigenes, öffentlich finanziertes Tun zu legitimieren. Historiker an der Humboldt Universität haben im Mai 2009 verdienstvoller Weise ein Diskussionsforum „Qualitätsmes-

sung, Evaluation, Forschungsrating: Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften?“ eröffnet, in dem sich viele Ängste mit sehr begrenzter Informationsbasis, aber auch sehr sachliche, kontroverse Argumentationen zeigen. Wie es um die Emotionen steht, zeigt ein Ausschnitt aus dem Editorial. Nachdem die steigende Häufigkeit von Evaluationen und Rankings vermerkt wird, heisst es: „Die Reaktionen auf diese Entwicklung reichen von enthusiastischer Befürwortung bis zu radikaler Ablehnung. Insbesondere wegen der dysfunktionalen Effekte und Anpassungszwänge, die Evaluationen und Rankings unvermeidlich hervorrufen, scheinen bei vielen Kolleginnen und Kollegen die Zweifel zu wachsen. Kritiker argumentieren, dass insbesondere in den Geisteswissenschaften die Evaluationen zu einer Missachtung der Persönlichkeit und Biographie der Forscherinnen und Forscher führten, weil die (bisher) etablierten Verfahren die sich in Monographien kondensierende Lebensleistung marginalisieren würden. Daraus resultiere nicht nur eine Fehlsteuerung der wissenschaftlichen Strukturen und Forschungsanreize, sondern auch eine der Orientierungen insbesondere von Nachwuchswissenschaftlern.“ (Hohls 2009) Hier werden offensichtlich nur wenige, defizitäre Vorgehensweisen zu Grunde gelegt. Ob von Evaluationen tatsächlich unvermeidlich „dysfunktionale Effekte und Anpassungszwänge“ ausgehen müssen oder nicht auch hier Partizipation und Definitionshoheit der Betroffenen und Professionalität des Vorgehens entscheiden, wird nachstehend zu prüfen sein. Es bleibt erstaunlich, dass das von der Redaktion sonst gut recherchierte Forum nicht auf die sehr guten Erfahrungen gestoßen ist, die in Niedersachsen seit immerhin 10 Jahren von der Wissenschaftlichen Kommission (einer Art Landes-Wissenschaftsrat) mit der Forschungsevaluation der Geisteswissenschaften sowohl in der Strategie des Vorgehens als auch methodisch gesammelt worden sind. Vielleicht liegt die Antwort gerade in der unspektakulären, geräuschlosen, weil konsensualen Art, mit der dort die Fächer evaluiert werden (s. das Fo-Gespräch mit Mathias Pätzoldt in ds. Heft). Und der nachstehend referierte Evaluationsansatz des Verfassers fällt ebenfalls nicht in die defizitäre Kategorie, ist aber bisher auch kaum publiziert worden.

Für die letztlich ablehnende Haltung vieler Historiker bieten sich als Erklärung vor allem vier Gründe an, die sich auch kombinieren können.

A) Die bisher üblichen Verfahren der Qualitätsmessung gehen von Fächern aus, deren wissenschaftliche Ergebnisse sich fast ausschließlich in Aufsätzen, und dann nicht in Sammelbänden, sondern in Zeitschriften abspielen. In Fächern, die zu wesentlichen Teilen nach wie vor in Monographien bzw. Sammelbänden publizieren, sind diese Methoden nicht einsetzbar, weil sie zu unsinnigen Ergebnissen führen würden. Befürchtet wird obendrein, dass von solchen Methoden Rückwirkungen auf das künftige Publikationsverhalten der Nachwuchswissenschaftler ausgehen würden. Hier sind in anderen Disziplinen schon zahlreiche Fehlentwicklungen zu beobachten (z.B. zahlreiche Autoren auf einem Beitrag; getrennte Publikation mehrerer Teile des Ergebnisses oder nur variierte Wiederholung einer Publikation, um die Zahl der Titel im Schriftenverzeichnis und das Spektrum der Zeitschriften zu erhöhen usw.).

Eine erste fundamentale Forderung an ein Forschungsrating in allen Disziplinen wäre also, das wissenschaftliche Leistungsspektrum eines Faches ohne Wechselwirkungen mit der Methodik vollständig abbilden zu können - eine nicht leicht zu erfüllende Forderung.

Wenn hier von Leistungsspektrum gesprochen wird, deutet das schon an, dass alle Leistungsarten erfasst werden müssen (s.u.).

- B) Das Prinzip der Gleichsetzung von Zitierhäufigkeit und Qualität einer Forschung bzw. von deren Publikation kann vielfältig angezweifelt werden. Hiervon war in den „Forschungsgesprächen“ in diesem Heft ausführlich die Rede. Die Zitierhäufigkeit ist stark abhängig von der globalen Relevanz eines Themas. Wasser, Gesundheit (bzw. Krankheit), Klima, Ernährung, Rohstoffe usw. finden als Themenfelder weltweite Beachtung. „Die Entwicklung der Leinenweberei in der Grafschaft Ravensberg zwischen 1700 und 1860“ mag eine hervorragende (übrigens industriegeschichtlich tatsächlich spannende) Forschung sein. Die Chance, weltweit zitiert zu werden, ja auch nur in deutschsprachiger Literatur auffällig oft zitiert zu werden, ist sehr gering. Dieses Beispiel ließe sich dutzendweise wiederholen.

Nun kann gesagt werden, große Überblickswerke, die viel häufiger zitiert werden, seien eben auch bedeutender. Und das wird bestritten. Beide haben nebeneinander ihre Berechtigung und können weder verglichen, noch in eine Rangreihe gebracht werden. Oft lassen sich die Überblickswerke ohne zahlreiche vorausgegangene Detailstudien gar nicht schreiben. Zitationsindices sind damit nicht geeignet, historische Forschung in ihrer Qualität nicht nur einzuschätzen, sondern auch in eine Qualitätshierarchie bringen zu wollen.

- C) Ein weiteres Problem stellen die Publikationsmedien und Textsorten dar, in denen die betreffende Wissenschaft publiziert. Hier ist die Geschichtswissenschaft enger mit der Öffentlichkeit verzahnt als andere Fächer. In Medien, die nicht im engeren Sinne zu den Fachzeitschriften zählen, erscheinen z.T. durchaus ernst zu nehmende Aufsätze. Sie auszugrenzen, würde einer sehr engen Interpretation des kommunikativen Verhältnisses zwischen Wissenschaft und demokratischer Gesellschaft folgen. Das ist nicht konsensfähig.
- D) Das Forschungsrating (sind die Unterschiede zum Ranking den Kritikern immer klar?) birgt die „Gefahr“ - so der Eindruck - dass über diesen Prozess das Fach Geschichte in einen internen Klärungsprozess versetzt wird, den die Kollegen aus vielfältigen Gründen meiden wollen. Eventuell zögern sie, sich öffentlich auf Qualitätskriterien und -indikatoren fest zu legen. Möglicherweise scheuen sie die Zeit und Energie für den dann notwendigen Einigungsprozess, den sie vielleicht auch als zu komplex einschätzen.

Die argumentative Auseinandersetzung und Konsensfindung als sozialer Prozess ist ein Problem - und kein einmaliges, da sich Kriterien entwickeln und Relevanzen verschieben. Der WR hatte das Problem selbst und hat es vermutlich mit dem vorliegenden Fall nicht in Verbindung gebracht: Die Einigung auf Gütekriterien für gute Lehre! Auch dort hieß es schließlich: Gute Lehre ist nicht messbar. Die

Qualität akademischer Lehre lässt sich aber durchaus im Konsens beurteilen - auch die Kriterien (und verdichtet: Indikatoren) existieren schon.

In interpretativen Fächern ist es sehr wohl möglich, sich auf das Niveau eines Ansatzes (logische Widerspruchsfreiheit, argumentative Güte, handwerkliche Sorgfalt, vertretbarer Grad an Vollständigkeit usw.) zu einigen, nicht unbedingt auf die inhaltliche Aussage selbst. Die Juristen kennen die Formulierung „rechtlich vertretbar“, die Senate der höherinstanzlichen Gerichte Mehrheits- und Minderheitsvoten, offensichtlich ohne dass sich alle auf die gleiche Sicht einlassen müssen. Von daher können auch konkurrierende Ansätze, „Schulen“ usw. akzeptiert werden, ohne sich auf die gleiche Sichtweise einigen zu müssen. Wie innovativ eine Arbeit dabei ist - also wie stark neue Forschungsfelder, neue Sichtweisen öffnend, alte evtl. widerlegend - ist ebenfalls nicht messbar und liegt stark im Auge des Betrachters. Den Verfasser erinnert das in der Tendenz an eine Begegnung anlässlich der Evaluation verschiedener Fachbereiche. Darunter sollte auch ein Fachbereich Design und ein Fachbereich Architektur evaluiert werden. Der Dekan des Fachbereichs Design erklärte rundheraus, das ginge nicht, denn Kunst könne man nicht evaluieren. Daraufhin fragte der Verfasser, was der Fachbereich denn an jedem Semesterende täte, wenn er die Examensarbeiten seiner Studierenden beurteile und benote. Die Bemerkung löste einige Verlegenheit aus.

Welches Bild hat eine Disziplin von ihrer Existenzberechtigung und ihren Aufgaben in der Gesellschaft?

Da die Messung von Forschungsleistungen unmittelbar oder mittelbar mit der Feststellung der Existenzberechtigung eines Faches oder auch nur eines Forschungsgebietes zusammen hängt, sollten diese Fragen nicht isoliert diskutiert werden. Jenseits des hier nicht weiter differenzierenden Anspruchs jeder Wissenschaft, das menschliche Wissen zu erweitern, gibt es auf dem Hintergrund der Ressourcenknappheit Fragen der Dringlichkeit zwischen Fächern zu klären. Die Geschichtswissenschaft hatte hier immer das Selbstverständnis, nicht nur als akademische Disziplin dem Erkenntnisfortschritt im Ensemble der Wissenschaften zu dienen und diese Erkenntnisse in (möglichst geordneter) Lehre durch Studierende erwerben zu lassen, sondern Identität und Sinn stiftend in die Gesellschaft hinein zu wirken, der Gesellschaft beim Verständnis und der Bewältigung von Krisen zu helfen (etwa der NS-Herrschaft). Gegenüber häufigen Verkürzungen im wissenschaftlichen Selbstverständnis (mit der Anwendung, Verwendung und Verwertung ihrer Forschungsergebnisse nichts zu tun zu haben), hatte die Geschichtswissenschaft diese dritte Dimension immer mit gesehen. Im US-amerikanischen Selbstverständnis: Research, teaching and public service als die drei gleich relevanten Aufgabenbereiche aller Hochschullehrer.

Wenn das so ist, wird ein Fach disziplinenpolitisch im Sinne der Zukunftssicherung daran interessiert sein, bei Ausbildung und Rekrutierung seines Nachwuchses ein realistisches Aufgabenspektrum und dort vorausgesetzte Kompetenzen zugrunde zu legen. Ein realitätsnahes Selbstverständnis wird dann auch seine personenbezogenen Leistungskriterien so anlegen, dass Kolleginnen und Kollegen gefördert werden, die in besonderer Weise im Stande sind,

die Anforderungen an das Fach in besonderer Weise zu erfüllen. Von der Fähigkeit zu einer professionellen Lehre im Rahmen dieses Artikels abgesehen, sind dann Forschung und die Fähigkeit zu akademischer und populärwissenschaftlicher Kommunikation über Forschungsergebnisse eng aufeinander bezogen. Da Forschung und die Kommunikation über Forschungsergebnisse nicht zu trennen sind (erst durch Kommunikation über Erkenntnisse entsteht Wissenschaft), beeinflusst dies nicht nur das horizontale Spektrum der (quantitativ) in den Kreis der Forschungsleistungen einzurechnenden Tätigkeiten, sondern auch die vertikal abgestufte Einschätzung ihrer Qualität. In dieser grundlegenden Perspektive sind Fächer gehalten, ihre Leistungsparameter realistisch an den Gesamtaufgaben orientiert und in den einzelnen Ausprägungen der Leistung vollständig zu definieren. Das ist keinesfalls überall der Fall, weil der Kreis anerkannter Leistungen oft akademisch zu eng gezogen wird. Die Folge sind nicht nur Irritationen für den Nachwuchs, der für zu viele (wenig anerkannte, aber offensichtlich für das Funktionieren des Faches bzw. seine Aufgabenerfüllung notwendige) Aufgaben zu wenig Zeit hat und sich ausgenutzt fühlt, sondern daraus resultieren auch Erklärungsprobleme für den Ressourcenbedarf nach außen - gegenüber Hochschulleitung, konkurrierenden Fachbereichen, Ministerien, Landtag und weiterer Öffentlichkeit. Selbst geschaffene Legitimationsprobleme nach innen und außen sind die Folge. So eng akademisch argumentierende Kollegen verhalten sich nicht besser als die gefürchteten Unternehmensberatungen, die - auf Hochschulen und deren Analyse losgelassen - in der Vergangenheit häufig zu Überkapazitäten und Stellenüberhängen, m.a.W. Kürzungsmöglichkeiten kamen, weil sie mit ihrem Instrumentarium nicht im Stande waren, die komplexen Aufgaben von Hochschulen adäquat zu erfassen, geschweige denn zu bewerten.

Also ist das Ensemble der Leistungskriterien eines Faches so anzulegen, dass es a) die Leistung vollständig und b) in ihrem jeweiligen Anteil angemessen abbildet. Das setzt eine entsprechende Strukturierung (auch Typisierung) voraus - Vorgänge, die bei Personalentscheidungen ständig neu, kasuistisch, ablaufen, wobei sich längst (aber nur informelle) Regeln gebildet haben. Dann erst geht es c) um die jeweiligen Gütekriterien für die Qualität der Einzelleistung. Meinungsverschiedenheiten gibt es in allen drei Dimensionen.

II. Institutionelle Betrachtung von Forschungsleistungen nach Forschungseinheiten

Für einen Vergleich wissenschaftlicher Leistungen sind Fragen unvermeidlich, welche Leistungen in das Selbstverständnis von individuellen und institutionellen Leistungen einbezogen werden. Zunächst ist zu klären, welche Arten von Leistungen überhaupt den Forschungsleistungen zugeordnet werden.

An eben dieser Frage: Welche Merkmale sind in eine Leistungsbeurteilung einzubeziehen, entzündeten sich besondere Konflikte mit und in den Geisteswissenschaften. Der Vorwurf von dort an die Methodiker lautet, dass die Erfassung

von Leistungsmerkmalen viel zu schmal sei und zu einem verzerrten Bild führe. Es wird sogar befürchtet, dass der Einsatz üblicher Messverfahren zu einer starken Veränderung des Leistungsverhaltens der Fachwissenschaftler führen würde. Dies ist der Kern des Widerstandes gegen die Einführung eines formalisierten Forschungsrating nach bisherigem Zuschnitt. Gleichzeitig zeigt sich aber auch ein Mangel an Kommunikation in der Fachgemeinschaft bisher, denn eigene Anstrengungen, zu konsensualen Leistungsmerkmalen zu kommen, sind bisher wenig bekannt. Dabei liegen aus der Evaluations- und Wissenschaftsforschung genügend Modelle vor, die zumindest zum Ausgangspunkt eigener Entwicklungen genommen werden könnten.

Der Verfasser hat selbst Erfahrungen in der Forschungsevaluation. Er hatte als Leiter der Projektgruppe Hochschulevaluation in der Universität Bielefeld Anfang der 90er Jahre ein Modell entwickelt, nach dem Hochschulforscher von außen (auf Einladung hin) eine (kleinere) Hochschule, eine Fakultät, ein Fach, Institut, Lehrstühle o.ä. in enger methodischer Abstimmung mit der untersuchten Einheit mit den Mitteln empirischer Sozialforschung analysieren. Das Modell stellt eine grundlegende Alternative zum üblichen zweistufigen Evaluationsmodell dar (ohne Selbstbericht und Peer-Review). Es erwies sich mit 88 untersuchten Fachbereichen als sehr erfolgreich, ist aber limitiert durch die begrenzte Zahl verfügbarer, entsprechend ausgewiesener Hochschulforscher.

Der Hauptpunkt dieses Ansatzes besteht darin, dass den untersuchten Einheiten nicht ein Indikatoren-Raster von außen übergestülpt, sondern im Projekt ihre eigenen Wertigkeiten empirisch ermittelt werden. Grundlage der Evaluation sind also die Ziele der Einrichtung bzw. der Wissenschaftler selbst (die ihrerseits normaler wissenschaftlicher Diskussion zugänglich sind). Der Hauptakzent liegt darin, der Einrichtung methodisch gesichert zu zeigen, wo sie auf dem Weg zur Realisierung ihrer eigenen Ziele inzwischen angekommen ist. Die weitere Beratung und Entwicklung bezieht sich dann darauf, zusammen mit der Einrichtung die Einzelmaßnahmen oder Verfahren zu definieren, mit deren Hilfe die Einrichtung ihren eigenen Zielen näher kommen kann. Es handelt sich also im Normalfall um eine formative, konstruktiv auf einen Optimierungsprozess angelegte, nicht um eine summative, also abschließend bilanzierende Evaluation. (Natürlich bieten ihre Ergebnisse für den Untersuchungszeitpunkt auch eine valide Zustandsdiagnose). So übernahm er z.B. (ebenfalls auf deren Einladung hin) die umfassende, sehr differenzierte Evaluation der Fakultät für Volkswirtschaftslehre der Universität Mannheim - eine der ersten Adressen in ihrem Gebiet - in Forschung, Lehre und Studium. Anhand dieses Beispiels soll der Ansatz illustriert werden. Die Fakultät interpretiert sich sehr selbstbewusst im Rahmen des thematischen Netzwerkes ihrer Lehrstühle als eines der führenden Wirtschaftsforschungszentren in Deutschland. In einigen Feldern zählt sie sich zur europäischen und internationalen Spitze. Das Vorgehen fand auch dort selbstverständlich in enger methodischer Abstimmung und in vollem Konsens mit der Fakultät statt, die mit dem Projekt und seinen Einzelheiten sehr zufrieden war.

Erneut: Alle Schritte des Vorgehens, jede Frage im Fragebogen oder in den Interviewleitfäden ist mit den Einrichtungen in einer projektbegleitenden Gruppe aus (überwie-

gend) Fachvertretern und (wenigen) Hochschulforschern abgestimmt. Die Hochschulforscher achten (basierend auf ihrer Erfahrung) darauf, dass auch alle unbequemen Fragen gestellt werden. Die Arbeitsbelastung des Fachbereichs ist minimal. Das Verfahren kann insgesamt nach drei bis fünf Monaten abgeschlossen sein. Die Kosten sind Akkreditierungskosten von Studiengängen vergleichbar.

Der methodische Teil des Abschlussberichts zeigte schon vor 7 Jahren, dass die Probleme bekannt, aber bei professionellem Vorgehen in vollem Einvernehmen mit der evaluierten Einrichtung zu lösen waren. Hervorzuheben war daran, dass die Einrichtung nicht nur in ihren Ergebnissen, also vergangenen Leistungen, sondern - indem auch die Forschungsprozesse betrachtet wurden - in ihrer gegenwärtigen Leistungsfähigkeit und (mit einer gewissen prognostischen Gültigkeit) plausibel anzunehmenden künftigen Leistungsfähigkeit in der Forschung eingeschätzt werden konnte.

Der Teilbericht zur Evaluation von Forschung und Wissenstransfer fasste den Ansatz wie folgt zusammen:

„Die Einschätzung durch die Evaluation nimmt keine fachlich-volkswirtschaftliche Bewertung vor, sondern eine forschungssoziologische: Analysiert und bewertet werden zahlreiche Forschungsindikatoren, wie Produktivität oder Drittmittelinwerbung, infrastrukturell-organisatorische Fragen, außerdem Prozesse, Interaktionen (einschließlich Kommunikation), Identität, Kultur, Motivation, das Personalführungskonzept der Lehrstühle sowie das Nachwuchskonzept.

Anspruchsvollere, methodisch gesicherte Forschungsevaluation ist nach wie vor Neuland in Deutschland. Forschungsberichte der Fakultäten, die bereits in den frühen 70er Jahren an deutschen Universitäten eingeführt wurden, spiegelten noch wenig Reflexion geschweige denn Analyse, sondern versammelten deskriptiv die Projekte, Drittmittelgeber und Publikationen der einzelnen wissenschaftlichen Organisationseinheiten, unterfüttert mit etwas Hochschulstatistik zu den personellen und materiellen Ressourcen. Diese Daten wurden dann auch zu mancherlei Rankings von Fakultäten herangezogen, ohne dass explizit eine Debatte um Forschungsindikatoren und die Messbarkeit von Forschungsleistungen geführt worden wäre. Diese Debatte entwickelte sich im Rahmen der Wissenschaftsforschung erst allmählich. Eine regelmäßige, konzeptionell und methodisch anspruchsvolle Bewertung der Forschungsleistungen ist erst im Entstehen, verbunden mit Überlegungen zu den legitimen gesellschaftlichen Anforderungen an Forschung (z.B. Wissenschaftsethik, Wissenstransfer).

Die Bewertung von Forschungsleistungen ist außerordentlich schwierig, eine regelrechte Leistungsmessung nach strengerem methodischen Ansprüchen bisher unmöglich. Weder gibt es präzise Festlegungen zur Differenzierung des Wirkungsgrades von Forschungsergebnissen, die einen Vergleich erlauben würde, noch kann die Originalität intellektueller Leistungen gemessen werden. Möglich sind lediglich Einschätzungen durch Fachkolleginnen und Fachkollegen, die aber bekanntermaßen vielfachen Einflüssen unterliegen und von dem Rang einer Messung weit entfernt bleiben. Die (wirklichen) Maßstäbe, nach denen geurteilt wird, sind nur schwer zu ermitteln. Trotzdem ist festgestellt, dass fachlicher Konsens in der Bewertung (wenn es denn Kon-

sens ist) nicht gering zu schätzen, auch wenn er mehr oder minder intuitiv zustandekommt. Es bilden sich trotz mangelnder, klarer Rekonstruierbarkeit erfahrungsbezogene Maßstäbe heraus, die einigermaßen tragfähig sind. Im Gutachterwesen für noch nicht durchgeführte Projekte erlauben sie es immerhin, Förderungswürdigkeit festzustellen. Schwieriger, aber nicht unmöglich wird es mit Prioritäten- bzw. Rangplatzentscheidungen zwischen grundsätzlich förderungswürdigen Projekten.

Gegenüber der Intuition verspricht Quantifizierung zunächst ein überprüfbareres Fundament für Bewertungen. Aber häufig werden auch hier lediglich Intuitionsleistungen gezählt, wie bei dem allgemein akzeptierten Indikator der Einwerbung von Drittmitteln pro Planstelle Wissenschaftler bzw. pro Professorenstelle; auch diese Methode zählt lediglich positiv ausgegangene Urteilsleistungen von gutachtenden Kollegen, die zur Förderung geführt haben. Eine längere Geschichte haben die Versuche, den Rang von Forschungsleistungen über die Häufigkeit ihrer Zitate in Publikationen festzustellen (Zitationsindices). Meist wird eine Gruppe als prominent geltender Zeitschriften des Faches ausgewählt (Prominenz durch Strenge ihrer Auswahlentscheidungen für Beiträge oder durch das Prestige ihrer Gutachter bzw. Herausgeber) und darin die Häufigkeit zitierter Arbeiten von Autoren gezählt. Aber von der Problematik der Auswahl der Zeitschriften (ein Beitrag muss nicht deshalb schlecht sein, weil er in diese Zeitschriften wegen deren Überlastung oder mangels Empfehlung nicht in überschaubarer Zeit hineinkommt), der Problematik der Unvergleichbarkeit deutschsprachiger und englischsprachiger Publikationen (englischsprachige werden aus nachvollziehbaren Gründen um ein Vielfaches häufiger zitiert als deutsche) und die Problematik einer viel zu oft feststellbaren Begrenzung des Wahrnehmungshorizonts US-amerikanischer (und teilweise auch canadischer) Wissenschaftler auf US-amerikanische Publikationen einmal abgesehen, sind Zitate als Indikator für die Qualität der zitierten Arbeit problematisch. In nicht wenigen Disziplinen gibt es Darstellungsrituale, in denen es bei der Aufarbeitung des Forschungsstandes nicht nur üblich ist, anzugeben, welche Positionen durch die neuen Ergebnisse überholt werden, sondern die Notwendigkeit des eigenen Forschungsprojekts auch mit der unzureichenden Qualität bisher vorliegender Forschungen in diesem Feld begründet wird. Das führt aber dazu, dass nicht nur gute Vorgängerarbeiten, sondern auch die zur Zielscheibe für Kritik gemachten defizitären Arbeiten in der Zitationshäufigkeit steil nach oben gehen. Von daher ist den Zitationsindices als Ausweis hoher Forschungsqualität ebenfalls mit Vorsicht zu begegnen" (Webler/Schiebel 2002, S. 5ff.).

„Die Untersuchung zieht (quantitative) Indikatoren und (qualitative) Merkmale heran, die z.T. von üblichen Forschungsberichten abweichen bzw. sie erweitern. Das ist insofern erwähnenswert, als die Definition dessen, was in der Forschungsberichterstattung für berichtenswert erklärt wird und daher für die Bewertung von Forschungsleistungen erhoben und zur Grundlage erklärt wird, das (u.U. veränderte) Verständnis von Forschungsleistungen spiegelt; es kann - da künftig auch das Prestige und eine erfolgsabhängige Mittelzuweisung beeinflussend - eine erhebliche Steuerungswirkung auf Verhaltensentscheidungen und Prioritätensetzung der Wissenschaftler entfalten. Dies kann sowohl

individuelle Forschungsleistungen, als auch die Handlungsfähigkeit ganzer organisatorischer Forschungseinheiten betreffen. Die erweiterten Indikatoren und Merkmale wurden von der Fakultät akzeptiert, also ein Konsens über forschungsrelevante, aner kennenswerte Leistungen erzielt. Schließlich wurde in dem das Gesamtprojekt begleitenden Gesprächskreis aus Mitgliedern der Fakultät und der Projektgruppe ein ausführlicher Fragebogen-Entwurf durchberaten und für die Datenerhebung verabschiedet, mit dem die einschlägigen Aktivitäten aller Mitglieder des Lehrkörpers der Fakultät in Forschung und Wissenstransfer erfragt werden sollten.“ (...)

„Die im voranstehenden Abschnitt erläuterten methodischen und konzeptionellen Schwierigkeiten jeder Forschungsevaluation führten - wie erwähnt - zu einigen Änderungen und Erweiterungen der nun vorliegenden Forschungsevaluation. Zwar sollten Forschungsleistungen auch quantifiziert werden, aber zum Teil sollten neue Wege gegangen und Aktivitäten erfasst werden, wie sie bisher in der Forschungsberichterstattung und Forschungsevaluation nicht üblich waren. Dazu wurde noch einmal das Spektrum der gesellschaftlichen Aufgaben in der Forschung (und damit auch zum Wissenstransfer) insgesamt betrachtet; es wurden auch die Tätigkeiten aufgenommen, die zu einem reibungslosen Funktionieren der Erzeugung neuen Wissens notwendig sind (einschließlich Aktivitäten zur Förderung der Forschungskommunikation). Ähnlich, wie es beispielsweise in der Geschichtswissenschaft üblich ist, nicht nur die Erzeugung neuen Wissens im engeren Sinne als Forschungsleistung anzuerkennen, sondern auch die Sammlung und methodenkritische Edition von Quellen, so waren auch hier traditionelle Forschungsleistungen durch diese anderen Aktivitäten zu ergänzen und damit auch zu relativieren. Dies ist aber hochgradig konsensbedürftig. Daher wurden die neu in den Forschungsfragebogen aufgenommenen Bestandteile mit der Fakultät rückgekoppelt, bevor die Datenerhebung begann. Dazu zählen nicht nur a) die für die Bewertung individueller Forschungsleistungen von der HRK längst empfohlenen Indikatoren ‚Eingeworbene Drittmittel je Professorenstelle‘ und ‚... je Wissenschaftlerstelle‘, sondern auch vier weitere:

- Moderation der Forschungskommunikation: Veranstaltung von Tagungen, Herausgabe von Zeitschriften, Gutachtertätigkeit f.d. Forschung,
- Sonstige förmliche, aber indirekte Anerkennungen von Forschungsleistungen, z.B. wiss. Auszeichnungen, Ehrungen, Anerkennungen, Ämter in wiss. Organisationen, Berufungen/Wahlen in Beiräte u.ä. Gremien der Wirtschaft, Politikberatung u.ä., Einladungen zu Gutachten, Einladung zu Gastaufenthalten,
- im Rahmen öffentlicher Vermittlung von Ergebnissen: Präsentationen auf Messen und Ausstellungen,
- sonstige Präsentationen, Praxisveranstaltungen.

Dazu kommen b) die die Handlungsfähigkeit ganzer organisatorischer Forschungseinheiten betreffenden Merkmale, wie

- Einigkeit über die Ausrichtung evtl. einzuwerbender Professuren,
- Homogenität der Bewertungskriterien für die Beurteilung der Qualität von Forschungsleistungen,

- Vorhandensein von Entscheidungsstrukturen über Forschung und deren Förderung,
- Forschungsplanung des Faches,
- Organisation der Qualitätssicherung für Forschung und Wissenstransfer in der Volkswirtschaftslehre,
- Lernfähigkeit der Volkswirtschaftslehre gegenüber Ergebnissen der internen und externen Qualitätskontrolle,
- Betreuungs- und Förderkonzepte für wissenschaftlichen Nachwuchs (vergleichbar den Konzepten für Promotions-Studiengänge oder Doktorandenkollegs).

Die Erhebung und Interpretation dieser Merkmale verspricht weiteren Aufschluss über die Handlungsfähigkeit dieses Teils der Fakultät im Bereich der Forschung“ (Webler/Schiebel 2002, S. 7f.).

Die Struktur des Abschlussberichts verrät dann noch einmal den Grad der Differenzierung, Dimensionalität und Tiefenschärfe, mit der die Einrichtung betrachtet wird.

Der Berichtsentwurf wird zunächst im projektbegleitenden Gesprächskreis präsentiert und intensiv beraten. Dabei können alle Missverständnisse ausgeräumt, Ergänzungswünsche noch berücksichtigt werden. Allerdings bleibt der Text ein Autorenbericht. Ein solcher Bericht an die untersuchte Einrichtung bleibt - wie erwähnt - zunächst vertraulich, verantwortet von den Hochschulforschern. Durch die Vertraulichkeit kann ohne strategische Rücksichtnahmen Klartext geschrieben werden. Einige Einrichtungen entschlossen sich in der Vergangenheit, diese Version der Hochschulleitung, z.T. sogar Ministerien zugänglich zu machen. Denn der Bericht spricht auch unzureichende Rahmenbedingungen, Unterausstattung (gemessen an dem vollen Spektrum der Aufgaben) usw. an. Durch die völlige Unabhängigkeit der Autoren, die nicht einmal kollegialen Rücksichten der Fachgemeinschaft verpflichtet sind, ergibt sich ein Gutachten über den Status der Einrichtung und ihrer Entwicklungsperspektiven, das der Einrichtung meist willkommen ist.

Der gleiche - oder ein nun in der Verantwortung der untersuchten Einrichtung stehender, um eigene Schlussfolgerungen und Entwicklungsbeschlüsse ergänzter, etwas diplomatisch angepasster - Bericht wird oft dann auch in Verhandlungen mit der Hochschulleitung eingebracht oder auch als Selbstbericht in ein nachfolgendes zweistufiges Evaluationsverfahren mit Peer Review gegeben, wenn dies erforderlich scheint.

III. Strukturierung, Klassifizierung und Bewertung von Forschungsbeiträgen

Spektrum horizontal einzubeziehender Leistungen

Sicherlich müssen die unterschiedlichen Beiträge zum Erkenntnisfortschritt ausdifferenziert berücksichtigt werden. Hier teilen sich die Lager und sind auch in einem längeren Dialog nicht leicht zusammen zu bringen.

Zentraler, innerer Bereich

Die einen erkennen nur direkte Beiträge zum Erkenntnisfortschritt an, also Forschungsergebnisse. Das könnte als zentraler, innerer Bereich bezeichnet werden, der unstrittig ist. Aber selbst hier werden immer wieder Forschungen im

Grenzbereich zu anderen Disziplinen, werden interdisziplinäre und transdisziplinäre Forschung zumindest als nicht zur eigenen Disziplin gehörig anerkannt. Dem Nachwuchs wird von Qualifikationsarbeiten in diesen Gebieten oft gänzlich abgeraten. Dabei liegen dort oft die größten Wachstumsgebiete neuer Forschungen.

Anderer Mitglieder der Fachgemeinschaft rechnen ein größeres Gebiet zum inneren Bereich: Einerseits den Bogen von grundlegenden Erkenntnissen über Entwicklungsprojekte bis zur Anwendung (also einschließlich Wissenstransfer). Andererseits alle Teile der Wissensproduktion und -kommunikation: den Bogen von der Methodenentwicklung (also streng genommen den Voraussetzungen für Erkenntnisprozesse; Quelleneditionen wären hier gleich zu setzen) über die Forschungsprozesse, das Forschungsergebnis und seine Interpretation bis zur Veröffentlichung. Wie schon erwähnt, Publikation bildet die Voraussetzung der Kommunikation über diese neuen Erkenntnisse (und nur dann wird es Wissenschaft).

Erster Ring

Als Ring um diesen inneren Bereich ist auch gutachtliche Tätigkeit zu rechnen, die Einschätzung des Wertes eines vorliegenden Forschungsvorhabens oder abgeschlossenen Beitrags für den wissenschaftlichen Fortschritt und den Dialog, sei es in Rezensionen, in Gutachten zur Aufnahme in Zeitschriften oder zur Zulassung von Beiträgen auf Tagungen.

Zweiter Ring

Als zweiter Ring um den Erkenntnisprozess wäre dann ein Engagement in der Bereitstellung der Infrastruktur für diese Prozesse, also die Herausgabe von Zeitschriften, Organisation von Tagungen usw. zu benennen.

Dritter Ring

In diesem Ring geht es um das Zentrum des deutschen Universitätsverständnisses (und seiner Stärke) mit den Fragen: Entwicklung von Lehre aus Forschung? Wissenschaftliches Studium im Medium forschenden Lernens? Weitere erkennbare Wirkungen der Forschung? (s.u.)

Vierter Ring

Schließlich geht es im vierten Ring um den Aufbau und die Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses und seiner Forschungsleistungen.

Diese Ausdifferenzierung wird in der Praxis der Fachgemeinschaften (hier insbesondere der geisteswissenschaftlichen) keineswegs in allen Teilen anerkannt. Trotzdem handelt es sich um unverzichtbare Elemente, ohne die Forschung und ihre Wirkungen nicht funktionieren würden. Würden nicht ständig Fähigkeit, Zeit und Energie in diese Bereiche investiert, würde das ganze System nicht funktionieren. Anlass genug für ein Fach, vielleicht traditionelle Wertigkeiten noch einmal einer Prüfung zu unterziehen (und über Anreizstrukturen und Steuerungswirkungen von Leistungskriterien nachzudenken). Die Anordnung in Ringe stellt einen Hinweis darauf dar, dass die Tätigkeiten als eng zusammengehörig, aber nicht als automatisch gleichwertig angesehen werden.

Vertikale Erfassung von Qualitätsstufen

Vom Spektrum horizontal einzubeziehender Leistungen abgesehen, geht es dann um eine adäquate vertikale Erfassung von Qualitätsstufen (Intensität der Erfüllung eines Gütemerkmals). Und dann geht es darum, zu bestimmen, wie, woran, an welchen Merkmalen (wo das möglich ist: verdichtet zu Indikatoren) a) das Vorhandensein und b) Intensitätsstufen der betreffenden Leistung festgemacht werden. Unschwer zu erkennen, dass sich hier ein weites Feld für methodische Konflikte zwischen den Akteuren auftut.

Das gemeinsame Problem besteht offensichtlich darin, sich als Fachgemeinschaft auf gemeinsame Kriterien, auf Indikatoren für Qualität zu einigen. Anders erscheint kaum erklärbar, dass Ulrich Herbert in dem Interview mit der FAZ (Jürgen Kaube) im Jahre 2008 äußert: „Tatsächlich kann also gar keine Rede davon sein, dass es keine weitgehend akzeptierten Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften gebe. Sie werden aber offenbar informell formuliert, beziehen sich zudem in der Regel auf die gleiche Fachrichtung und sind, in einer Reihe von Fächern, nicht ohne weiteres auf andere Subdisziplinen übertragbar. Natürlich gelten überall die Breite der Materialkenntnis, das Ausmaß an Belesenheit, die analytische Schärfe, die Findigkeit und Originalität der Recherche, die Plausibilität des Urteils, schließlich die Ästhetik der Sprache, in welcher der Text verfasst ist. Aber bei Anwendung dieser Kriterien gibt es doch große Spielräume – wie jeder zugeben wird, der soeben ganz für sich still und befriedigt konstatiert hat, wie vortrefflich all diese Kategorien auf das letzte eigene Werk zutreffen.“ (Herbert/Kaube 2008)

Die Einschätzung der qualitativen Bedeutung von Forschungsergebnissen für die Entwicklung von Forschungsgebieten ist zwar in Berufungsverfahren allgegenwärtig, aber: „In den meisten Geisteswissenschaften gibt es keinen Konsens und keine Praxis der Leistungsmessung in der Forschung.“ (Herbert in Herbert/Kaube 2008). Er betont allerdings im gleichen Atemzug: „Zunächst bedeutet Leistungsmessung nur, dass die Standards der Geisteswissenschaften sich ebenso öffentlicher Überprüfung zu stellen haben wie jede andere Disziplin auch.“

Kriterien hervorragender Habilitationsschriften

In diesem Zusammenhang mögen Stellungnahmen in einem anderen Fach der Geistes- und Sozialwissenschaften aus einer Forschungsevaluation des Verfassers anregend sein. Dort lautete eine Frage: „An welchen Merkmalen machen Sie fest, dass eine Habilitationsleistung hervorragend ist?“ In den Antworten wurden in vielen Fällen identische Kriterien der Beurteilung genannt, die schon bei der Beurteilung von Dissertationen genannt worden waren; in einigen Fällen wurden die Anforderungen aber auch gesteigert. Es kamen folgende Antworten:

- dass ich zu einer Frage, die mich interessiert, eine Antwort erhalte, die ich verstehe,
- Originalität, Kreativität; kluge Fragestellung; Integration von Theorie und Empirie; relevante Ergebnisse,
- originelle Lösungsansätze für neue und alte Probleme,
- an der Originalität,
- an ihrem Innovationsgehalt (mit weitem Abstand höchste Priorität),
- an der Professionalität, mit der die Thematiken bearbeitet sind (nachgeordnete Priorität),

- Neuigkeit der Ergebnisse; konzise und verständliche Darstellung; Verarbeitung der Literatur,
- Originalität/Innovation,
- originell,
- ordentliche Bearbeitung und Reproduzierbarkeit,
- Test/Überprüfung der Robustheit von Ergebnissen,
- Potential für eine internationale Publikation in Top-Zeitschriften,
- neue Ideen, logische Struktur,
- wichtige Einfälle, präzise Verarbeitung,
- Darstellung eines Forschungsgebiets im Überblick, mit partieller Vertiefung und substantiellen eigenen Beiträgen,
- interessante Fragestellungen; gute analytische Argumentation; kreative Antworten, plausibel und überzeugend belegt, mit hohem Neuigkeitswert, guter konzeptioneller Durchführung und sprachlich einwandfreiem Ausdruck, für ein anspruchsvolleres Themengebiet,
- Sie ist hervorragend! Natürlich spielen die Originalität und Bedeutsamkeit der Ideen sowie die Kompetenz der Durchführung eine Rolle; was das heißt, lässt sich aber kaum auf einen Nenner bringen. Als Betreuer von über 20 Dissertationen und 8 Habilitationen, die weit überwiegend zu Veröffentlichungen in international führenden Zeitschriften geführt haben, muss ich auch hier sagen, dass Exzellenz oft offensichtlich ist, ohne dass die Kriterien dafür auf generalisierbare Weise dingfest gemacht werden könnten.

Diese Antworten entstammen einem vertraulichen Abschlussbericht. Solche Einschätzungen, auch in Forschungseinrichtungen der Geschichtswissenschaft repräsentativ erhoben, könnten einen engeren Austausch über informell vorhandene Qualitätsstandards befördern.

Innerwissenschaftliche und öffentliche Ausrichtung

Die Forschung wird sowohl an innerwissenschaftlichen, als auch öffentlichen Kriterien ausgerichtet. Das wird in den von den Befragten angegebenen Bewertungskriterien für die Qualität von Forschungsleistungen deutlich, wobei davon auszugehen ist, dass sie auch handlungsleitend wirken. Öffentliche Erwartungen schlagen sich von außen in Anfragen nach Kooperationen nieder und von innen im Interesse der Mitglieder einer wissenschaftlichen Einrichtung an Kooperationen und Vernetzungen mit Anwendungsbezug. Diese Kooperationsbeziehungen stellen einen Indikator für die Öffnung, Anerkennung, Kommunikationsfähigkeit und bereitwillige Aufnahme anderweitiger Erfahrungen dar. Dabei wird eine wissenschaftliche Universitätseinrichtung der Erkenntnisgewinnung immer einen größeren Anteil ihrer Aktivitäten einräumen als ihrer Anwendung.

Bewertungskriterien für die Qualität von Forschungsleistungen

Wie erwähnt, sind bei der Bewertung von Forschungsleistungen

- innerwissenschaftliche Relevanzkriterien (eigene Qualitätsmaßstäbe, Anerkennung der Scientific Community, Belohnungen und Reputationserwerb) und

- externe wissenschaftspolitische Anforderungen (Anwendungsbezug, Beratungs- und Dienstleistungsaufgaben, marktfähige Ergebnisse (z.B. Schulbücher), Verfahren und Dienstleistungen) zu unterscheiden. Heute besteht weithin Konsens, dass die wissenschaftlichen Produkte „auf dem internationalen Markt verkauft“ werden und dabei von der Fachgemeinschaft internationale Qualitätsmaßstäbe angelegt werden. Die Bestätigung, dass die Ergebnisse mit diesen Maßstäben übereinstimmen, wird als Indikator für Erfolg an der Publikation in nationalen, internationalen, mit Gutachter-Verfahren arbeitenden Fachzeitschriften abgelesen.

Welche Merkmale zeichnet Ihrer Ansicht nach hervorragende Forschung aus?

Zur Illustration eines üblichen Spektrums von Merkmalen in einem Fach, das Qualitätsstandards schon expliziter ausgebildet hat als die Geschichtswissenschaft, gingen aus einer Forschungsevaluation folgende Nennungen hervor: siehe Tabelle 1.

Entwicklung von Lehre aus Forschung? Wissenschaftliches Studium im Medium forschenden Lernens? Weitere erkennbare Wirkungen der Forschung?

In keinem dem Verfasser bekannten Verfahren der Forschungsevaluation wird den eigentlich für das deutsche Universitätsverständnis zentralen Fragen Aufmerksamkeit geschenkt: denen der Wechselwirkung zwischen Forschung und Lehre, denen der Entwicklung von Lehre aus Forschung. Oder dem Anregungspotential der Lehrtätigkeit für Forschung. Noch weniger beachtet wird die Frage, wie und inwieweit ein wissenschaftliches Studium (wissenschaftlich soll es und kann es vom 1. Semester an sein!) im Medium forschenden Lernens der Studierenden (in Lehrveranstaltungen, aber auch eingebunden in die Forschungen des jeweiligen Faches) stattfindet. Mit dem Streit um Zitationsindizes ist die Debatte sehr weit weg von solchen Fragen. Daher wird in dem hier herangezogenen Evaluationsansatz

Tabelle 1

(Relevanter) Erkenntnisgewinn	35
Innovation/ Originalität/ Kreativität	25
hohes theoretisches Niveau bei gleichzeitiger Anwendungs-bezogenheit	16
Wissenschaftliche Fundierung/ Seriosität	9
Publikation in erstklassigen, internationalen Journals	9
Neue Methoden	7
Aktualität	5
klare Struktur/ schlüssige Präsentation	7
Unabhängigkeit	2
Interdisziplinarität	2
analytische Präzision	2
Reproduzierbarkeit	2
Komplexität	1
Angemessene Methoden	1
Mut	1
oft zitiert	1
kritisch	1
fördert Wissensaustausch	1
soviel Mathematik wie nötig, sowenig wie möglich	1
Kaum zu generalisieren	1
Zu komplex, um hier aufzuführen	1
Scharfsinn	1
Nachhaltige Wirkungen	1
Empirische Orientierung	1

des Verfassers auch den Fragen nachgegangen: „Bedeutung von Forschung und Wissenstransfer für die Lehre?“ Darunter „Einfluss von Forschung und Wissenstransfer auf die Lehre?“, „Einbezug von Studierenden in Forschung und Wissenstransfer“. Und im Umkreis weiterer erkennbarer Wirkungen der Forschung dann auch „Auswirkungen von Forschung und Wissenstransfer der Lehrstühle“, etwa „Wirkungen auf die Region“ und erweiternd „Wirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft allgemein“. Hier stellen sich dann plötzlich zahlreiche Informationen ein, die sonst unbeachtet blieben.

Aspekte besonderer Aufmerksamkeit

Lutz Raphael hebt in seinem Aufsatz (in ds. Heft) sieben Aspekte hervor, die besonderer Aufmerksamkeit bedürfen. Solche Akzentuierungen sind wichtig, weil sie beim Aufbau eines Forschungsratings auf die disziplinspezifisch zu beachtenden Probleme verweisen:

1. das Spannungsverhältnis zwischen Einzelforschung und Verbundforschung,
2. die fachspezifischen Publikationsformen,
3. Typen der Forschungsleistung,
4. Internationalität der Forschung,
5. Zeiträume der Evaluation,
6. Auswahl der Gutachter,
7. Transfer.

Sie sind prinzipiell lösbar (Raphael macht selbst eine Reihe von Vorschlägen), und in einem professionell vorgehenden Bewertungsverfahren werden sie selbstverständlich gelöst. Ulrich Herbert hebt hervor: „Auf der anderen Seite müssen solche Verfahren die Spezifika der geisteswissenschaftlichen Disziplinen berücksichtigen, die durch Stichworte wie „Bedeutung der Einzelforschung“, „individuelle statt arbeitsteilige Forschung“, „Bedeutung der archivalischen, lexikalischen und editorischen Wissensspeicherung“, „Pluralität der Methoden“, „Vielfalt der Gegenstände“, „Bedeutung von Sprache und künstlerischer Gestaltung“ etc. formuliert sind. [...]“ (Ulrich Herbert/Jürgen Kauben 2008).

Steuerungswirkung von Erfolgsindikatoren - eine Chance der Qualitätssicherung

In der Diskussion um Forschungsevaluation wird immer wieder prognostiziert, dass eine stärkere Formalisierung von Erfolgsindikatoren sofort das Publikationsverhalten (besonders der Nachwuchswissenschaftler) beeinflussen würde - und zwar negativ. Es werde vermehrt in den Formen publiziert, die dann besondere Anerkennung erfahren. Die Negativ-Annahme ist unberechtigt, denn sie geht von Kausalzusammenhängen nur in einer Richtung aus. Verkannt wird bei dieser Befürchtung, dass hier Wechselwirkungen entstehen. Erfolgskriterien hatten auch in der Vergangenheit immer Steuerungswirkungen - wollten sie auch haben. Sie zu definieren, ist genuine Aufgabe (und Definitionsmacht) der Fachgemeinschaft. Nur unvollständig oder disproportional definierte Kriterien führten zu Verwerfungen - ein Verschulden der Fachgemeinschaft selbst. Die Strukturierung, Klassifizierung und Bewertung von Beiträgen zu den Erkenntnissen des Faches und der vorausgehenden

de Prozess der Konsensbildung stellen hervorragende Beiträge zur Wissenschaftstheorie des jeweiligen Faches dar, Gelegenheiten, in denen das Fach über das eigene Tun und seine Maßstäbe reflektiert und letztere auch korrigiert. Gerade die Möglichkeit der Definition erlaubt es einem Fach auch, diejenigen Arbeiten, die am meisten notwendig erscheinen, entsprechend hoch zu bewerten und für die akademische Karriere besonders attraktiv zu machen. Damit wird ein Beitrag zur Gesamtqualität des Faches geleistet - hier droht kein Schaden, sondern bietet sich eine Chance.

Weitere Perspektiven

Die Entscheidung ihres Fachverbandes bringt die Geschichtswissenschaft gehörig unter Druck. Sie können - grenzwertig - erklären, dass Geschichtswissenschaft mit den vorgesehenen Verfahren nicht evaluiert werden könne. Dann stehen sie aber in der Pflicht anzugeben, wie sie selbst denn Qualität in ihren Reihen feststellen. Andernfalls werden sie in der Gemeinschaft der Fächer bzgl. ihrer alltäglichen Prüfungspraxis und ihrer Karrierekriterien unglaubwürdig.

Mit der Erklärung, mit der der Historikerverband die Zurückweisung des Kooperationsangebots des WR begründet hat, meint er sich wieder in die Passivität zurückziehen zu können. Sinngemäß: Wir sind unter gewissen Umständen kooperationsbereit, wenn wir gefragt werden. Diese auf Zeitgewinn angelegte Passivität wird von Seiten der Öffentlichkeit vielleicht nicht länger zugestanden werden.

Literaturverzeichnis

- Herbert, U./Kaube, J. (2008): Qualitätsmessung: Herbert, U./Kaube, J.: Die Mühen der Ebene. Über Standards, Leistung und Hochschulreform. Zusammenfassung im Internet unter: H-Soz-u-Kult, 14.05.2009, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1100&type=diskussionen>. Vollständig In: Lack, E./Markschies, C. (Hg.) (2008), What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften. Frankfurt am Main, S. 1-15.
- Hohls, R. (2009): Qualitätsmessung: Editorial „Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating. Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften?“, In: H-Soz-u-Kult, 12.05.2009, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=1098&type=diskussionen>>.
- Webler, W.-D./Schiebel, B. (unter Mitarbeit von C. Koring)(2002): Evaluation von Forschung und Wissenstransfer des Faches Volkswirtschaftslehre in der Fakultät für Volkswirtschaftslehre der Universität Mannheim. (Vertraulicher Bericht), Bielefeld.

Autorennotiz: Der Verfasser hat in einem Doppelstudium Geschichte und Soziologie an der Universität Heidelberg studiert, war Doktorand bei Werner Conze; zu seinen akademischen Lehrern zählten Reinhart Koselleck, Hans Mommsen, Wolfgang Schieder, Dieter Groh, Ulrich Engelhardt.

■ Dr. Wolff-Dietrich Webler, Professor of Higher Education, University of Bergen (Norway); Ehrenprofessor der Staatlichen Pädagogischen Universität Jaroslaw/ Wolga; Leiter des Instituts für Wissenschafts- und Bildungsforschung Bielefeld (IWBB), E-Mail: webler@iwbb.de

Elisabeth Milchrahm



Elisabeth
Milchrahm

Hochschul-Informationssysteme zur Lehr- und Prüfungsadministration – Nutzerakzeptanz von Studierenden am Beispiel der Universität Graz

Die Zusammenführung des europäischen Hochschulraumes hat zur Folge, dass Informationssysteme an Hochschulen besondere Aufgaben zu erfüllen haben. Dabei muss die reibungslose Abwicklung großer Datenmengen zur Lehr- und Prüfungsverwaltung gewährleistet sein. Forschungsgegenstand der vorliegenden Arbeit ist das in Österreich am weitesten verbreitete Hochschul-Informationssystem. Ziel ist es dabei, die Nutzerakzeptanz von Studierenden am Beispiel der Universität Graz zu erheben und Empfehlungen zur Weiterentwicklung des Informationssystems zu geben.

1. Hochschul-Informationssysteme der Universität Graz

1.1 Entwicklung und Implementierung

Die gesetzlichen Rahmenbedingungen (Universitätsgesetz 2002) für Universitäten in Österreich erforderten in den vergangenen Jahren auch eine Anpassung hinsichtlich der Lehr- bzw. Prüfungsverwaltung. In diesem Zusammenhang begann die Universität Graz bereits ab dem Jahr 2000 Vorschläge zur Optimierung der Arbeitsabläufe mit einer verbesserten Transparenz und Serviceorientierung zu erarbeiten. Zu dieser Neukonzeption zählten vor allem folgende Bereiche: Studienpläne mit Budgetplanung, Evaluierung der Lehre (Strohmeier/Carstensen 2001), Anmeldung zu Lehrveranstaltungen (LV) und Prüfungen sowie Anrechnungen von Prüfungen. Die hohen Einführungs- und Wartungskosten von alternativen Lösungen führten zur Entscheidung, das von der Universität Bamberg entwickelte System „Electronic Exam Administrator“ (Elexa) zu implementieren. Über diese Webapplikation wurde bis zum Herbst 2006 die Lehr- und Prüfungsverwaltung der beiden Fakultäten Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (SOWI) und Rechtswissenschaften (REWI) abgewickelt.

Schließlich erfolgte im Wintersemester 2006/07 die Einführung des universitätsweiten Hochschul-Informationssystems UNIGRAZonline (UGO), um vor allem die Prüfungs- und LV-Daten einheitlich erfassen zu können. Das von der Technischen Universität Graz entwickelte und von EUNIS (European University Systems Association) ausgezeichnete System wird mittlerweile von den meisten österreichischen Universitäten angewendet. Dabei werden von den Systementwicklern die Homogenität des Systems über eine einheitliche Benutzeroberfläche und die Möglichkeit einer universitätsspezifischen Systemanpassung als Erfolgsfaktoren

angesehen. Die Unterstützung des Bologna-Prozesses mittels ECTS (European Credit Transfer System)-Management, d.h. der europaweiten Anrechnung von Studienleistungen, und das Management von Austauschprogrammen sind weitere wichtige Erfolgskriterien.

Zum Zeitpunkt der Einführung im Oktober 2006 hatte UGO die Datenverwaltung von über 25.000 Studierenden zu bewältigen. In dieser Implementierungsphase traten auch Komplikationen bei der Systemunterstützung für Anerkennungen von Prüfungen auf. Gravierende Probleme gab es dann in der Anmeldeperiode im Sommersemester 2008, als die komplexe Überprüfung der Anmeldevoraussetzungen zu einer Überlastung führte und das System temporär abgeschaltet werden musste.

Seit der universitätsweiten Systemeinführung sind für Studierende vor allem An- und Abmeldungen zu/von LV und Prüfungen verpflichtend über UGO vorzunehmen. Darüber hinaus können Zusatzdienste genutzt werden: Für teilnahmeberechtigte Studierende werden zum Beispiel die LV-Einheiten in einen elektronischen Terminkalender übernommen. Zudem kann eine persönliche Visitenkarte erstellt oder eine automatische E-Mail-Zusendung von Informationen zu Veranstaltungen veranlasst werden. „Persönliche Einstellungen“ wiederum betreffen die Darstellungsmöglichkeiten in UGO, während der „Accountstatus“ individuelle Angaben (Gültigkeit des Kennwortes, E-Mail-Adresse, Protokollaufzeichnungen) zum Inhalt hat. Ein weiterer Dienst kann zum Import eines digitalen Bildes („Unicard Image Upload“) in Anspruch genommen werden. Die Kommunikation mit anderen Studierenden wird schließlich über „Diskussionsforen“ gefördert.

1.2 Anmeldemodalitäten zu Lehrveranstaltungen und Prüfungen

An der Fakultät für Rechtswissenschaften wird bereits seit Jahren am „first come, first served“-Prinzip festgehalten, d.h. die Umbuchung auf Fixplätze erfolgt nach der Reihenfolge der Anmeldungen auf den Wartelisten. Im Gegensatz dazu kam es in den letzten Jahren an der SOWI zu drei grundlegenden Änderungen der Anmeldemodalitäten. Das „first come, first served“-Prinzip führte zu Systemüberlastungen, sodass es nach wenigen Semestern eingestellt wurde. Das anschließend eingeführte Losverfahren entschied per Zufallsauswahl, welche angemeldeten Studierenden einen Platz in den LV erhielten. Dies hatte jedoch zur

Folge, dass die LV-Planung erschwert wurde: Zur Verfügung stehende Plätze wurden oftmals von Studierenden blockiert, die sich zu möglichst vielen LV angemeldet hatten, letztendlich jedoch nicht daran teilnahmen. Die Einführung des Punktesystems ermöglichte eine Gewichtungsmöglichkeit seitens der Studierenden, indem sie mit der Höhe der gesetzten Punkte die Wahrscheinlichkeit einer Zuteilung eines LV-Platzes steuern konnten. Nicht abgeschlossene LV hatten einen Punkteabzug im nächsten Semester zur Konsequenz. Dieses Verfahren ermöglichte der Universitätsleitung eine verbesserte Planung der LV. In den letzten Jahren der Nutzung von Elexa kam zusätzlich die Härtefallregelung zum Tragen, womit Studierenden in Ausnahmefällen eine gesonderte Berechtigung zur LV-Teilnahme gewährt wurde.

2. Methodische Vorgehensweise

Zur Erhebung der Nutzerakzeptanz war es das Ziel, an den drei Fakultäten SOWI, REWI und Naturwissenschaften (NAWI) jeweils mindestens 300 Studierende schriftlich zu befragen. Die Vorgabe eines Richtwertes zur Anzahl der Respondenten und die Schwerpunktsetzung auf drei von fünf Fakultäten der Universität Graz waren unabdingbar, um den Prozess der Datenerhebung nicht ausufern zu lassen. Die Datenerhebung erfolgte von Studierenden im Rahmen von projektbezogenen LV.

In einem weiteren Schritt wurde eine stichprobenartige Auswahl von LV anhand der vorherrschenden Studienpläne getroffen. Nach einer Vorstudie konnten die schriftlichen Befragungen bereits zwei Monate nach der universitätsweiten Systemeinführung von UGO im Wintersemester 2006/07 in insgesamt 29 LV stattfinden. Erhoben wurde die aktive Nutzungshäufigkeit außerhalb der Anmeldephasen, da die Anmeldungen zu LV und Prüfungen verpflichtend über UGO zu erfolgen haben und eine Abfrage der Nutzungshäufigkeit innerhalb dieser Anmeldeperiode verzerrende Antworten zur Folge gehabt hätte. Die Frage nach den Erwartungen an das gerade eingeführte Informationssystem wurde inkludiert, weil die Studierenden unterschiedliche Erfahrungen mit vorherigen Anmelde- und Prüfungsverwaltungssystemen hatten. So war das System Elexa auf den beiden Fakultäten SOWI und REWI bis zur Implementierung von UGO in Betrieb, die Studierenden der NAWI konnten aber in der Vergangenheit auf kein vergleichbares Vorgängermodell in elektronischer Form zurückgreifen. Die Anmeldemodalitäten und die aufgetretenen Systemzusammenbrüche von Elexa führten phasenweise zu großer Unzufriedenheit seitens der Studierenden, obwohl die verantwortlichen Systembetreuer und die Universitätsleitung kontinuierlich an Verbesserungen arbeiteten. Aus diesen Gründen ist es für die vorliegende Studie von Interesse herauszufinden, wie sich die Erwartungshaltung der SOWI- und REWI-Studierenden im Vergleich zu den NAWI-Studierenden in der Einführungsphase von UGO gestaltet. Diese fakultätsspezifische Betrachtungsweise ist auch für die weiterführende Akzeptanzanalyse von Relevanz.

Der Fragebogen zur Datenerhebung ist wie folgt gestaltet: Nach einer kurzen Erläuterung zur Zielsetzung der Studie folgen offene und geschlossene Fragestellungen zur Erwartungshaltung (Staples/Wong/Seddon 2002; Szajna/Scamell 1993) und zur Nutzungsintensität. Neben der Gesamtbeurteilung betreffen weitere Schwerpunkte die Nützlichkeit (Schepers/Wetzels 2007; Davis 1989) und Benutzerfreundlichkeit (Lee/Kim 2009; Chen/Yen/Chen 2009) des Informationssystems, das Vertrauen (Milchrahm 2003; Dyer/Chu 2000; Macy/Skvoretz 1998) der Studierenden in das System sowie die Anmeldemodalitäten. Verbesserungsvorschläge zu UGO sowie sozio-demographische Angaben runden schließlich den Fragebogen ab.

3. Ergebnisse

Insgesamt konnten 1102 auswertbare Fragebögen herangezogen werden, wobei 343 Personen (31%) der SOWI, 348 Studierende (32%) der REWI und 406 Personen (37%) der NAWI zuzuordnen sind. Zwei weitere Personen gehören einer „sonstigen“ Fakultät an und drei Personen gaben keine Antwort zur Fakultätszugehörigkeit. Der Anteil an Austauschstudierenden beträgt 2%.

3.1 Allgemeine Charakteristika und Erwartungshaltung der Respondenten

Mit durchschnittlich knapp 24 Jahren sind die befragten Studierenden der SOWI etwas älter als die Studierenden auf der NAWI und REWI (vgl. Tabelle 1). Die jüngsten Respondenten sind 18 Jahre; die älteste Person mit 60 Jahren ist der REWI zuzuordnen.

Tabelle 1: Deskriptive Statistik zum Alter der Respondenten

Fakultät	Mittelwert	Standardabweichung	Median	Minimum	Maximum
SOWI	23,62	4,239	23	18	46
NAWI	21,21	3,552	20	18	54
REWI	22,28	4,032	21	18	60

Die beiden Fakultäten SOWI und REWI hatten bereits im Vorfeld mit Elexa ein elektronisches System zur Lehr- und Prüfungsverwaltung in Betrieb, das aber vor allem in den Anmeldephasen an der SOWI instabil war. Somit ist es nicht weiter überraschend, dass an der SOWI alleine 21% (63 Nennungen) der formulierten Erwartungen Verbesserungen gegenüber Elexa betreffen (vgl. Tabelle 2). NAWI-Studierende hatten in der Vergangenheit kein elektronisches System zur Verfügung.

Tabelle 2: Erwartungen an UGO vor der Systemeinführung je Fakultät

Erwartungen	SOWI	NAWI	REWI
Verbesserungen gegenüber dem bisherigen System	63 (21%)	-	10 (4%)
Einfache Bedienung	55 (18%)	91 (39%)	88 (33%)
Stabilität	45 (15%)	6 (3%)	31 (12%)
Übersichtlichkeit	34 (11%)	27 (11%)	35 (13%)
Konsistente Informationen	21 (7%)	14 (6%)	25 (9%)
Schnelligkeit	20 (7%)	41 (18%)	25 (9%)
Informationen zu LV	15 (5%)	11 (5%)	13 (5%)
Informationen zu Anmeldemodalitäten	14 (5%)	1 (-)	22 (9%)
Zusatzfunktionen	12 (4%)	6 (3%)	10 (4%)
Aktualität der Informationen	11 (4%)	4 (2%)	2 (1%)
Weniger Wege	8 (3%)	30 (13%)	3 (1%)

Ein einfach zu bedienendes Informationssystem steht bei den Respondenten der NAWI und REWI an erster, bei jenen der SOWI an zweiter Stelle der Erwartungen. Weitere Gemeinsamkeiten treten in Bezug auf die Stabilität von UGO auf, die sowohl bei SOWI- als auch bei REWI-Studierenden mit einer Ausprägung von 15% (45 Antworten) bzw. 12% (31 Antworten) an dritter Stelle rangiert.

Interessant ist auch die deutlich höhere Erwartungshaltung der befragten NAWI-Studierenden, in Zukunft mit einem schnellen System arbeiten zu können. Auf dem ersten Blick scheint auch die Wegersparnis für die NAWI-Studierenden eine größere Rolle zu spielen. Hierbei muss jedoch berücksichtigt werden, dass Studierende dieser Fakultät gewisse systemspezifische Eigenschaften und daraus resultierende Arbeitserleichterungen deshalb anders einstufen, weil sie auf keine Erfahrungswerte mit anderen elektronischen Systemen zurückgreifen können.

3.2 Akzeptanzmerkmale

Hinsichtlich der Akzeptanzmerkmale wurde untersucht, ob es ein signifikant unterschiedliches Antwortverhalten zwischen den Respondenten der drei Fakultäten gibt. Dazu wurden in einem ersten Schritt die Akzeptanzmerkmale einer Gesamtanalyse unterzogen und der Median je Merkmal erhoben. In einem weiteren Schritt erfolgte die fakultätsspezifische Überprüfung der Signifikanz.

Tabelle 3 fasst die deskriptive Gesamtanalyse und die fakultätsspezifische Auswertung aller Merkmale mit signifikanten Resultaten (Pearson Chi²) zusammen. Ergebnisse mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von $p=0,001$ können als höchst signifikant und jene mit $p=0,01$ als sehr signifikant interpretiert werden. Die Bandbreite an Antwortmöglichkeiten zu den formulierten Aussagen reicht von „trifft nicht zu“, „trifft eher nicht zu“, „teils teils“, „trifft eher zu“ bis „trifft voll zu“.

Eine detaillierte Betrachtung zur Nutzungshäufigkeit von UGO zeigt folgendes Bild: 76% (308 Personen) der befragten NAWI-Studierenden geben an, täglich oder mehrmals pro Woche das Hochschul-Informationssystem anzuwenden (vgl. Tabelle 4). Mit 60% der SOWI-Studierenden und 59% der REWI-Studierenden sind die Werte der beiden anderen Fakultäten deutlich geringer.

Tabelle 3: Deskriptive und statistische Resultate

Akzeptanzmerkmale	Gesamt Median	Fakultät Signifikanz
Nutzungshäufigkeit von UGO außerhalb der Anmeldephasen	Mehrmals/Woche	$p<0,001$
Die An-/Abmeldungen zu/von LV und Prüfungen fallen mir leicht.	Trifft voll zu	$p<0,001$
Die Benutzeroberfläche von UGO ist sehr übersichtlich.	Trifft eher zu	$p<0,01$
Die Nutzung von UGO erspart mir Wege zu diversen Instituten.	Trifft eher zu	$p<0,001$
Informationen zu LV auf Institutsseiten und in UGO sind aufeinander abgestimmt.	Teils teils	$p<0,001$
Benachrichtigungen über LV-Änderungen funktionieren.	Trifft eher zu	$p<0,01$
Die Stabilität von UGO verhindert ein Anmeldechaos auch bei Massenmeldungen.	Teils teils	$p<0,001$
Ich verwende UGO nur, weil ich es muss, nicht weil es mir nützt.	Trifft eher nicht zu	$p<0,001$
Bei inhaltlichen Problemen mit dem System weiß ich, an wen ich mich wenden kann.	Trifft eher nicht zu	$p<0,01$
Ich bevorzuge eine persönliche Anmeldung zu LV.	Trifft nicht zu	$p<0,001$
Eine „first come, first served“-Vergabe der Plätze bei der LV-Anmeldung ist optimal.	Trifft eher nicht zu	$p<0,001$
Die Vergabe der Plätze bei der LV-Anmeldung ist optimal.	Teils teils	$p<0,001$

Tabelle 4: Zusammenhang zwischen Nutzungshäufigkeit und Fakultät

Nutzungshäufigkeit	SOWI	NAWI	REWI
Täglich	34 (10%)	91 (22%)	48 (14%)
Mehrmals pro Woche	172 (50%)	217 (54%)	155 (45%)
1 x pro Woche	67 (20%)	70 (17%)	80 (23%)
Mehrmals pro Monat	51 (15%)	19 (5%)	41 (12%)
1 x pro Monat oder weniger	19 (5%)	8 (2%)	22 (6%)
Gesamt (%)	343 (100%)	405 (100%)	346 (100%)

Ebenfalls hervorstechend ist die Einschätzung der NAWI-Studierenden zur Wegersparnis, wobei auch hier die Antworten der SOWI und REWI ähnlich ausfallen. Diese Reihung der Fakultäten ergibt sich auch auf die Frage, ob die Informationen zu LV auf Institutsseiten und in UGO aufeinander abgestimmt sind. Außerdem kann festgestellt werden, dass die An-/Abmeldungen zu/von LV und Prüfungen den SOWI- und NAWI-Studierenden am leichtesten fallen. Die Übersichtlichkeit der Benutzeroberfläche, die automatischen Benachrichtigungen und die Stabilität des Systems werden wiederum von den Studierenden der SOWI am besten beurteilt. Eindeutig ablehnend hingegen ist ihre Haltung zu einer persönlichen LV-Anmeldung. REWI-Studierende zeigen ein ausgeprägtes Antwortverhalten, indem sie sich vergleichsweise häufiger dazu äußern, dass sie einerseits UGO nur nutzen, weil es verpflichtend ist und andererseits bei inhaltlichen Problem wissen, an wen sie sich wenden können. Eine „first come, first served“-Vergabe der LV-Plätze wird von den Studierenden der REWI eher als optimal eingestuft als von den Studierenden der beiden anderen Fakultäten. Weitere Fragestellungen zur Nützlichkeit der Suchfunktion und zu den Abrufmöglichkeiten wichtiger Studieninformationen wurden von den Studierenden aller drei Fakultäten ähnlich gut beurteilt. Auch das Antwortverhalten zur Frage nach der Bereitstellung von FAQs (Frequently Asked Questions) zeigt keinen signifikanten Unterschied zwischen den Fakultäten; die Studierenden der SOWI, REWI und NAWI stellen jedoch diesem Akzeptanzmerkmal ein eher schlechtes Zeugnis aus.

3.3 Gesamtbenotung und Verbesserungsvorschläge

Mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von $p<0,001$ (Pearson Chi²) ist ein signifikantes Resultat zum Zusammenhang

zwischen Gesamtbenotung und Fakultät festzustellen. Die im Vergleich zu den Befragten der anderen Fakultäten kritischere Haltung der REWI-Studierenden spiegelt sich auch in der Gesamtbenotung des Hochschul-Informationssystems wider: 7% bewerten UGO mit „Genügend“, 1% der Befragten mit „Nicht Genügend“. Die schlechtesten Bewertungen der SOWI und NAWI betreffen hingegen die Note „Genügend“ mit 2% und 3%. Jeweils 84% der SOWI- und NAWI-Studierenden und 67% der REWI-Studierenden bewerten UGO überdurchschnittlich gut. Am besten wird das In-

formationssystem von den Studierenden der SOWI beurteilt.

In diesem Kontext ist weiters zu hinterfragen, wie sich die Haltung der Respondenten zur „first come, first served“-Vergabe von LV-Plätzen bei der Gesamtbenotung von UGO bemerkbar macht: 85% (191 Antworten) der SOWI-Studierenden und 82% (111 Antworten) der NAWI-Studierenden, die das „first come, first served“-Prinzip gänzlich ablehnen, benoten UGO überdurchschnittlich gut. Mit 54% (40 Antworten) ist der entsprechende Anteil bei den Befragten der REWI deutlich geringer. „First come, first served“ wird nur an der REWI praktiziert, sodass diese Respondenten einen stärkeren Zusammenhang zwischen dieser Anmeldemodalität und der Gesamtbeurteilung des Informationssystems herstellen.

Der abschließende Blick auf die formulierten Verbesserungsvorschläge macht deutlich, dass über die Fakultätsgrenzen hinweg durchwegs Übereinstimmungen zu finden sind (vgl. Tabelle 5): Demnach wünscht sich eine Mehrheit der Befragten der SOWI und REWI weitere Zusatzinformationen (Informationen zu LV und Wartelisten, Mustercurricula). Eine übersichtlichere Informationsaufbereitung wird von den Respondenten aller drei Fakultäten gefordert; Extrafunktionen (online-Hilfe und Druckmöglichkeiten) werden besonders häufig auf der NAWI und REWI genannt. Leicht zu nutzende Funktionen sind hingegen ein Anliegen der SOWI und NAWI-Studierenden.

Tabelle 5: Verbesserungsvorschläge je Fakultät

Verbesserungsvorschläge	SOWI	NAWI	REWI
Zusatzinformationen	28 (17%)	6 (2%)	52 (26%)
Übersichtlichkeit	27 (17%)	28 (13%)	50 (25%)
Hyperlink zur Webmail	20 (12%)	26 (12%)	10 (5%)
Weniger umständliche Funktionen	20 (12%)	26 (12%)	12 (6%)
Extrafunktionen	19 (12%)	38 (17%)	27 (13%)
Aktualität der Informationen	13 (8%)	15 (6%)	12 (6%)
Modernes Design/Benutzeroberfläche	9 (6%)	16 (6%)	8 (4%)
Abstimmung mit Instituten	7 (4%)	1 (5%)	7 (3%)
Individuelle Änderungsmöglichkeiten	6 (4%)	1 (5%)	4 (2%)
Weniger Systemzusammenbrüche	4 (2%)	5 (2%)	7 (3%)
Informationen über System	4 (2%)	4 (1%)	5 (2%)
Hyperlink auf LV-Unterlagen	3 (2%)	24 (10%)	4 (2%)
Schnelligkeit	2 (2%)	22 (9%)	6 (3%)
Anzahl der Nennungen (%)	162 (100%)	212 (100%)	204 (100%)

Als erste universitätsweite Erhebung zur Nutzerakzeptanz des Hochschul-Informationssystems wurden die Untersuchungsergebnisse auch der Universitätsleitung zur Verfügung gestellt, um gezielt an einer kontinuierlichen Systemverbesserung arbeiten zu können.

4. Resümee

Die Untersuchung an der Universität Graz hat gezeigt, dass das Hochschul-Informationssystem von den befragten Studierenden gut angenommen wird. Fakultätsspezifische Besonderheiten konnten in Bezug auf die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Naturwissenschaften und Rechtswissenschaften aufgedeckt werden: Die Nutzungshäufigkeit der Respondenten der naturwissenschaftlichen Fakultät ist am höchsten, während Studierende der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften das Hochschul-Informationssystem insgesamt am besten bewerten. Studierende der Rechtswis-

senschaften, die mit dem „first come, first served“-Prinzip besondere Anmeldemodalitäten zu Lehrveranstaltungen beachten müssen, sind gegenüber dem Hochschul-Informationssystem am kritischsten eingestellt.

Die Resultate sind auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass Studierende der Naturwissenschaften in der Vergangenheit auf kein elektronisches Lehr- und Prüfungsverwaltungssystem zurückgreifen konnten, während Studierende der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften sowie der Rechtswissenschaften bereits im Vorfeld mit einem ähnlichen System arbeiteten. Diese unterschiedliche Ausgangslage spiegelt sich auch in der Erwartungshaltung der Studierenden vor der Systemeinführung von UNIGRAZonline wider.

Die Analyse hat weiters ergeben, dass eine verstärkte Aufklärungsarbeit hinsichtlich potentieller Ansprechpartner/innen und online-Hilfen geleistet werden sollte. Zudem wurden konkrete Informationen zu den Studienplänen und die Bereitstellung von Mustercurricula von den befragten Studierenden ausdrücklich gewünscht. Weiters sollten spezielle Anmeldemodalitäten, d.h. die Vergabe von Lehrveranstaltungs-Plätzen nach der zeitlichen Reihenfolge der Anmeldung, kritisch hinterfragt werden. Zukünftige Herausforderungen an das Hochschul-Informationssystem betreffen auch die Förderung individueller Lernprozesse und die Unterstützung digitaler Lehraktivitäten.

Literaturverzeichnis

Burton-Jones, A./Hubona, G. (2006): The mediation of external variables in the technology acceptance model. *Information & Management*, 43, pp. 706-717.

Chen, J.V./Yen, D.C./Chen, K. (2009): The acceptance and diffusion of the innovative smart phone use: A case study of delivery service company in logistics. *Information & Management*, 46, pp. 241-248.

Clancy, P./Goastellec, G. (2007): Exploring access and equity in higher education: Policy and performance in a comparative perspective. *Higher Education Quarterly*, Vol. 61/No. 2, pp. 136-154.

Davis, F.D. (1989): Perceived usefulness, ease of use and user acceptance of information technology. *Management Information Systems Quarterly*, Vol. 13/No. 3, pp. 319-339.

Dyer, J.H./Chu, W. (2000): The determinants of trust in supplier-automaker relationships in the U.S., Japan, and Korea. *Journal of International Business Studies*, Vol. 31/No. 2, pp. 259-285.

Gilbert, J./Kelly, R. (2005): Frontiers and frontlines: metaphors describing lecturers' attitudes to ICT adoption. *Educational Technology & Society*, Vol. 8/No. 3, pp. 11-121.

Goodhue, D.L./Klein, B.D./March, S.T. (2000): User evaluations of IS as surrogates for objective performance. *Information & Management*, 30, pp. 87-101.

Lee, S./Kim, B.G. (2009): Factors affecting the usage of intranet: A confirmatory study. *Computers in Human Behavior*, 25, pp. 191-201.

Macy, M.W./Skvoretz, J. (1998): The evolution of trust and cooperation between strangers: A computational model. *American Sociological Review*, 63, pp. 638-660.

Melone, N.P. (1990): A theoretical assessment of the user-satisfaction construct in information systems research. *Management Science*, Vol. 36/No. 1, pp. 76-91.

Milchrahm, E. (2003): Modelling the acceptance of information technology: System Trust, Ease of Use and Usefulness, Fine Tuning Information Strategies. *Proceedings of the 9th Annual Conference on Professional Information Resources*.

Mittag S./Daniel H.D. (2008): Qualitätsmanagement an Hochschulen. *Qualität in der Wissenschaft*, 1, S. 13-17.

Nickel S. (2008): Qualitätsmanagementsysteme an Universitäten und Hochschulen: Ein kritischer Überblick. Beiträge zur Hochschulforschung, Jg. 30/H. 1, S. 16-38.

Schepers, J./Wetzels, M. (2007): A meta-analysis of the technology acceptance model: investigating subjective norm and moderation effects. Information & Management, 44, pp. 90-103.

Staples, D.S./Wong, I./Seddon, P.B. (2002): Having expectations of information systems benefits that match received benefits: does it really matter? Information & Management, 40, pp. 115-131.

Strohmeier, D./Carstensen D. (2001): Evaluation der Lehrveranstaltungen im SS 01 – Trends, Ergebnisse und Empfehlungen. Bericht der Stabstelle für Lehrentwicklung und Evaluation der Karl-Franzens-Universität Graz.

Szajna, B. /Scamell, R.W. (1993): The effects of information system user expectations on their performance and perceptions. Management Information Systems Quarterly, pp. 493-516.

Universitätsgesetz (2002): Bundesgesetz über die Organisation der Universitäten und ihre Studien (UG 2002).

■ Doz. Dr. Mag. Elisabeth Milchrahm, Institut für Informationswissenschaft und Wirtschaftsinformatik, Karl-Franzens-Universität Graz, E-Mail: elisabeth.milchrahm@uni-graz.at

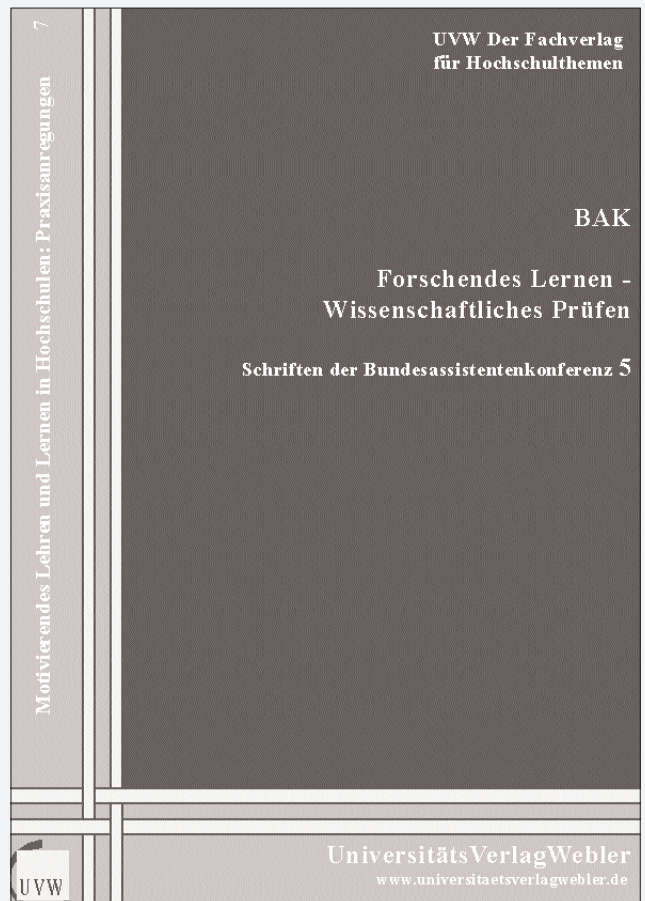
BAK

**Forschendes Lernen - Wissenschaftliches Prüfen
Schriften der Bundesassistentenkonferenz 5**

Viele Bachelor-Studiengänge stehen in der Gefahr, die Studierenden noch weiter als bisher von einem wissenschaftlichen Studium mit Forschungsbezug zu entfernen und dies allenfalls auf die Master-Studiengänge zu verweisen. Hier wird ein gegenteiliger Standpunkt vertreten: Forschendes Lernen gehört in den ersten Teil des Studiums, ja in das Grundstudium.

Die Bundesassistentenkonferenz (BAK) hat seiner Zeit viel beachtete Konzepte zur Reform der Hochschulen und zur Studienreform entwickelt. Die BAK war zwischen 1968 und 1972 die gewählte Repräsentanz der wissenschaftlichen Assistenten und wissenschaftlichen Mitarbeiter auf Bundesebene. Ihr Hochschuldidaktischer Ausschuss hat damals die Schrift „Forschendes Lernen - Wissenschaftliches Prüfen“ vorgelegt, die mit ihren Erkenntnissen und Forderungen - man mag es bedauern oder bewundern - bis heute ihre Aktualität nicht eingebüßt hat.

Viele heutige Reformschriften beziehen sich daher noch auf sie, ohne dass ihr Text vielfach noch verfügbar wäre. Das ist Grund genug, diese Schrift nach 40 Jahren neu aufzulegen, um ihre Anregungen in die gegenwärtige Debatte wieder einzubringen. Gerade im Zeichen der Bachelor- und Master-Studiengänge können die hier entwickelten Konzepte wichtige Reformanregungen bieten. Sie können auf unverzichtbare Elemente eines wissenschaftlichen Studiums erneut aufmerksam machen, die in einer oft eher oberflächlichen Umstellung der Studiengänge auf gestufte Studienabschlüsse - wie eingangs betont - verloren zu gehen drohen.

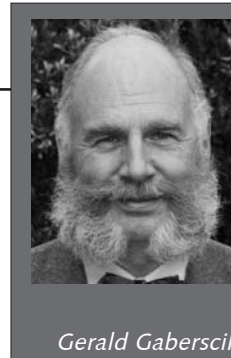


ISBN 3-937026-55-X, Bielefeld 2009,
72 Seiten, 9,95 Euro

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Gerald Gaberscik & Hans Michael Muhr

Maßnahmen zur Sicherstellung von Qualität und Studienerfolg beim Übergang von Bachelor- zu nicht unmittelbar konsekutiven Master-Studien



Gerald Gaberscik



Hans Michael Muhr

Mit der Umsetzung der Bologna-Deklaration und den nachfolgenden bildungspolitischen Erklärungen der EU-Bildungsminister/innen soll ein einheitlicher Bildungsraum in Europa geschaffen werden, in dem eine hohe Mobilität auch im Bereich der Studierenden ermöglicht wird. Parallel dazu wurde den meisten europäischen Universitäten eine mehr oder weniger große Autonomie (zurück-) gegeben und ihnen eine entsprechende Profilbildung bei Forschung und Lehre aufgetragen. So wurde nun einerseits eine formale Vereinheitlichung der akademischen Abschlüsse weitgehend erreicht, aber andererseits eine erhebliche Differenzierung bei gleichnamigen Studien herbeigeführt. Die Gleichschaltung der akademischen Abschlüsse begünstigt naturgemäß die Möglichkeiten des Wechsels von einer Universität zur einer anderen bzw. auch zwischen verschiedenen Hochschultypen. Dem steht jedoch die Differenzierung der Studien entgegen. Besonders deutlich tritt dies am Übergang vom Bachelor- zu einem nachfolgenden angestrebten Master-Studium zu Tage. Gleichnamige Studien führen zu durchaus unterschiedlichen Kompetenzprofilen und –niveaus, sodass sich gänzlich heterogene Startvoraussetzungen bei den Studierenden in nachfolgenden Studien ergeben. Dies tritt noch stärker beim Wechsel der Fachausrichtung zwischen Bachelor- und Master-Studium auf. Um nun einerseits die Studierwilligen vor einem Scheitern im angestrebten weiterführenden Studium zu schützen und andererseits auch das Startniveau und damit auch das zu erreichende Kompetenzprofil in angemessener Höhe halten zu können, sind begleitende Maßnahmen unerlässlich. Die TU Graz hat nach ersten gesammelten Erfahrungen auf diese Rahmenbedingungen reagiert und eine Grundsatzrichtlinie für den Übergang von Bachelor- zu nicht unmittelbar konsekutiven Master-Studien erarbeitet.

1. Einleitung

Mit dem Fortschreiten der europäischen Integration im wirtschaftlichen Bereich sowie mit der Personen- und Güterfreizügigkeit wurden viele auf unterschiedlichen Traditionen beruhende Hemmnisse für das langsame Zusammenwachsen der Staaten innerhalb der EU immer deutlicher. Vor allem auch im Bildungsbereich lagen sehr unterschiedliche Systeme vor, die sich bis hin zu den akademischen Abschlüssen auswirkten. Die Vergleichbarkeit und damit ver-

bunden die Anerkennung von Studienabschlüssen sind jedoch eine wichtige Voraussetzung für eine Mobilität innerhalb der Union über die Staatsgrenzen hinweg. Spielte und spielt dies bei Beschäftigten in der Privatwirtschaft meist nur beim Berufseinstieg eine Rolle, so sind die sich ergebenden Hürden in den Bereichen mit formal festgelegten Voraussetzungen, wie oft bei öffentlichen Stellen aber auch bei Studienzugängen, von viel größerer Bedeutung. Mit der Deklaration von Bologna¹ und den nachfolgenden Erklärungen der Bildungsminister/innen der Europäischen Union wurde eine weitgehende Harmonisierung innerhalb des europäischen Hochschulraums festgelegt, die die Mobilitätshemmnisse in weiten Bereichen abbauen sollte. Gleichzeitig wurde damit europaweit ein Angleichen an die international weit verbreitete Dreistufigkeit der akademischen Abschlüsse vorgenommen. Mit diesen Maßnahmen verändert sich der internationale „Markt“ für Lehre und Studien von einem „Anbietermarkt“ hin zu einem „Käufermarkt“, mit ähnlichen Verhaltensmustern wie diese aus der Wirtschaft schon lange bekannt sind (siehe Danzer 2005).

Parallel zu den Harmonisierungsschritten wurde in vielen Staaten den Universitäten (wieder) eine mehr oder weniger weit reichende Autonomie eingeräumt, was wohl unumgänglich ist, wenn man, wie in den Lissabon-Zielen (siehe Schlussfolgerungen des Vorsitzes Europäischer Rat 23. und 24. März 2000) angestrebt, die internationale Wettbewerbsfähigkeit ausbauen bzw. zumindest erhalten will. Wettbewerb führt bekannter Maßen zur Herausbildung und Schärfung von spezifischen Profilen, es wird versucht eine Markenidentität (siehe Arnold/Greschuchna 2005) aufzubauen und USP herauszustellen. Dieser Vorgang wurde in Österreich, aber auch in anderen Ländern, von Seite des zuständigen Bundesministeriums zusätzlich gefordert und forciert. Universitäten bieten nunmehr spezifische Studien, als wissenschaftliche Berufsvorbildung, mit dem Ziel an, unverwechselbar zu sein bzw. zu werden. Entsprechend der Neigung können Studierwillige aus einem breitgefächerten Spektrum eine Auswahl treffen, so sie flexibel in der Wahl des Studienortes sind (siehe Krawietz/Heine 2007) und die jeweilige Landessprache ausreichend beherrschen (letzteres stellt oft eine entscheidende Einschränkung dar).

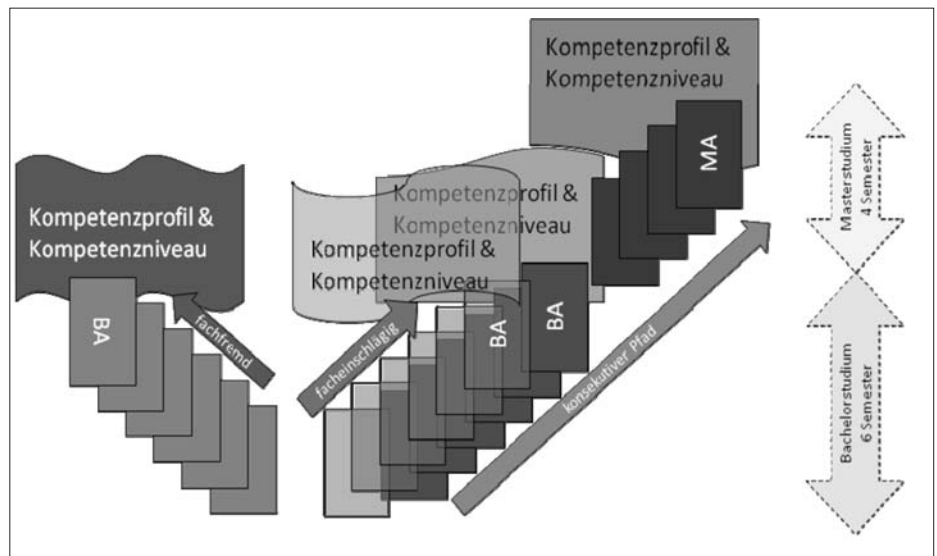
¹ Der Europäische Hochschulraum, Gemeinsame Erklärung der Europäischen Bildungsminister, 19. Juni 1999, Bologna.

2. Beschreibung Randbedingungen

Bei der Wahl des Bachelor-Studiums spielt bekannter Maßen neben der Neigung auch die soziale Bindung eine entscheidende Rolle (siehe Heine/Krawietz/Sommer 2008). Der Studienort hat oft eine ebenso große, wenn nicht sogar größere Bedeutung wie die fachliche Orientierung des angestrebten Studiums (siehe Böcher/Mossig 2009) (offenbar steht dies auch im Zusammenhang mit dem der Entscheidung zugrunde liegenden Wissen über das Wunschstudium). Mit dieser ersten Entscheidung sind meist jedoch auch die Weichen für die spezifische fachliche Ausrichtung gestellt. Wahlmöglichkeiten erhöhen die Differenzierung formal gleichnamiger Studien noch weiter, so dass nach Erreichen des Bachelor-Abschlusses sehr unterschiedliche Kompetenzprofile und -niveaus erlangt worden sind. Konsekutiv gestaltete Bachelor- und Master-Studien sind aufeinander abgestimmt und können so ein spezifisches Kompetenzprofil auf hohem Niveau sicherstellen. Die Learning-Outcomes des vorgelagerten Bachelor-Studiums stellen dabei die ideale Startqualifikation für das aufbauende Master-Studium dar. Studierwillige mit formal gleichen fachlich oder mit fachlich nahestehenden Abschlüssen haben davon mehr oder weniger stark abweichende Startqualifikationen. Geht man nun davon aus, dass auch bei den Absolvent/innen des konsekutiv angelegten Bachelor-Studiums eine Bandbreite des Learning-Outcome vorzufinden sein wird, so ist mit dieser zu erwartenden Bandbreite auch die zulässige Differenz zu den Kompetenzprofilen und den Kompetenzniveaus von Studierwilligen aus anderen Zugangswegen definiert. Die Abweichungen bei Kompetenzprofil und -niveau können jedoch deutlich größer ausfallen, bis hin zur völligen Verschiedenheit, vor allem dann, wenn das vorgelagerte Bachelor-Studium schon formal eine andere fachliche Ausrichtung aufweist (Abbildung 1).

Bei einem derartigen Wechsel der fachlichen Ausrichtung der Studien ergeben sich im Wesentlichen zwei Lösungswege. Erstens kann mit einem speziellen, meist notwendiger Weise recht umfangreichen „Brückenmodul“ versucht werden die für das angestrebte Master-Studium notwendige Startkompetenz zu erreichen. Dieser Zugang bedingt meist auch eine entsprechende Gestaltung des Master-Studiums für eine breite Auffächerung der Ausgangsniveaus. Als zweite Lösungsvariante, die vor allem bei komplementären Fächerkombinationen als sinnvollste erscheint, ist die Absolvierung nicht eines Master-Studiums sondern vielmehr eines zweiten Bachelor-Studiums anzusehen (derzeit eine zu wenig beachtete Variante). Als weitere entscheidende Randbedingung ist die verlangte „Beschäftigungsfähigkeit/Berufsfähigkeit“ anzusehen.² Nimmt man diese Forderung ernst und konzipiert alle Bachelor-Studien entsprechend einem speziellen Berufsbild, so ergeben sich mehrere

Abbildung 1: Kompetenzprofile und -niveaus bei unterschiedlichen Vorstudien



Problempunkte. Erstens fallen damit die Unterscheidungsmerkmale zwischen den verschiedenen Hochschultypen gänzlich weg – Universitätsstudien sind laut gesetzlichem Auftrag bisher eine wissenschaftliche Berufsbildung – und dies läuft dem andererseits verlangten Profilbildungsgedanken zuwider. Zweitens wird durch die damit notwendige Ausrichtung auf ein spezifisches Berufsbild der Wechsel noch weit schwieriger als bei einer breiten wissenschaftlichen Auslegung der universitären Bachelor-Studien. Darüber hinaus kann dann eine wissenschaftliche Qualifikation, da das im Bachelor-Studium faktisch nicht mehr möglich ist, nur während des Master-Studiums erworben werden, was schon auf Grund der kürzeren zur Verfügung stehenden Zeit zu einem Niveauverlust führen muss.

3. Gesetzte Maßnahmen

In Anbetracht der erläuterten Randbedingungen hat die TU Graz vor ca. neun Jahren mit Einzelprüfungen in jedem Fall von atypischem Studienzugang im Master- und Doktoratsbereich begonnen. Die/der jeweilige Studiendekan/in wurde vom studienrechtlichen monokratischen Organ, dem Vize rektor für Lehre und Studien, mit der Durchführung beauftragt. Zu prüfen war dabei ob das Vorstudium als fach einschlägig angesehen werden kann und in wie weit die erlangten Kompetenzprofile und -niveaus mit den hauseigenen Vorstudien übereinstimmen. Bei überbrückbaren Kompetenzlücken waren zusätzliche bzw. spezifische Prüfungen im angestrebten Studium vorzuschreiben.

Ziel dieser Maßnahmen war in erster Linie der Schutz der studierwilligen jungen Menschen vor einem Scheitern im

² Schon die Begriffe „Beschäftigungsfähigkeit“ oder auch „Berufsfähigkeit“ sind unklar, denn jeder Mensch ist von Grund auf beschäftigungsfähig und auch berufsfähig. Nur kann man nicht erwarten, dass die selben Kompetenzen und Fähigkeiten plötzlich in kürzeren Zeiten vermittelt bzw. aufgenommen werden können. Wenn z.B. bisher die Ausbildung hin zur/zum Diplomingenieur/in mindestens 5 Jahre in Anspruch nahm, so wird in den 3 Jahren des Bachelor-Studiums bestenfalls ein E „3/5-Diplomingenieur/in“ herauskommen und kein/e ganze/r – berufsfähig und beschäftigungsfähig wird die Person jedenfalls sein, nur eben mit einem anderen Kompetenzprofil und einem anderen Kompetenzniveau.

angestrebten fortführenden Studium, dessen Absolvierung erfahrungsgemäß Mindestvoraussetzungen erfordert, die formal überprüft wurden und erkannte Fehlstellen durch Nachbesserungen geschlossen werden sollen. Weiters wird damit aber auch erreicht, dass das Startniveau der Studierenden auf annähernd gleicher Höhe liegt und somit auch das zu erreichende Kompetenzniveau nach Studienabschluss, damit liegt auch dessen Qualität („Qualität ist die Relation zwischen realisierter und geforderter Beschaffenheit“, Geiger/Kotte 2008, S. 68) jedenfalls innerhalb der angestrebten Bandbreite.

Auf die Generierung von Brückenprogrammen für fachfremde Einsteiger in weiterführende Studien wurde bisher verzichtet, da eine Analyse zeigte, dass der Zeitgewinn gegenüber einem regulären Bachelor-Studium sehr gering wäre und den administrativen Zusatzaufwand nicht lohnt.

4. Erste Erfahrungen und deren Berücksichtigung in einer Grundsatzrichtlinie

Eine Zusammenfassung der bisher gemachten Erfahrungen hat ein positives Ergebnis erbracht. Klar konnte erkannt werden, dass bei der Ausrichtung der Master-Programme zwischen fachlich eher speziell ausgerichteten und eher weiter gefassten zu unterscheiden ist. Erstere bauen viel stärker auf spezifische Vorkenntnisse auf als zweitere und damit besteht auch die Notwendigkeit für Kompetenzerweiterungen in einem größeren Ausmaß. Auch zeigte sich eine Variationsbreite bei der Auslegung der Zulassungsvoraussetzungen je nach Studienrichtung. Auffallend war auch die Tatsache, dass ein nicht unwesentlicher Teil von Bewerber/innen nach der Bekanntgabe der notwendigen Zusatzprüfungen auf einen Studienbeginn verzichtete (Die Gründe dafür konnten leider nicht erhoben werden und man kann nur Vermutungen anstellen). Jene Studierwilligen die den vorbereitenden Zusatzaufwand nicht scheuten und die

aufgelegten Prüfungen positiv absolvierten sind im weiteren Studium bisher statistisch nicht auffällig.

Auf Basis dieser Erfahrungen und der zu erwartenden Steigerung bei der Anzahl der „Übertrittsfälle“ wurde von einer Arbeitsgruppe im Auftrag des Vizerektors für Lehre und Studien eine einheitliche Grundsatzrichtlinie für die gesamte TU Graz erarbeitet.³

Als Grundlage dienten dabei die Vorgaben des österreichischen Universitätsgesetzes (UG 2002), die den Rahmen der Möglichkeiten abstecken. Dem Zulassungsprozedere vorangestellt ist eine Grundsatzentscheidung ob das atypische Vorstudium als facheinschlägig angesehen werden kann. Dies ist dann der Fall, wenn sichergestellt ist, dass vom Inhalt in „Breiten und Tiefe“ sowie von der Fächerzusammensetzung mindestens 2/3 des konsekutiven bzw. aus den zugangsberechtigten Bachelor-Studien durch den absolvierten atypischen Bachelor-Abschluss abgedeckt ist und damit die entsprechenden Kompetenzen erworben wurden. Liegt ein facheinschlägiges Studium vor ist die bewerbende Person zum MA-Studium zuzulassen. Zur Sicherstellung des Studienerfolges und damit zum Wohle der bewerbenden Person, ist ergänzend ein Anpassungsmodul im Umfang von bis zu 25 ECTS-Punkte mit fachlichen Grundlagenfächern aus den zugangsberechtigten Bachelor-Studien zur Absolvierung aufzutragen (Abbildung 2).

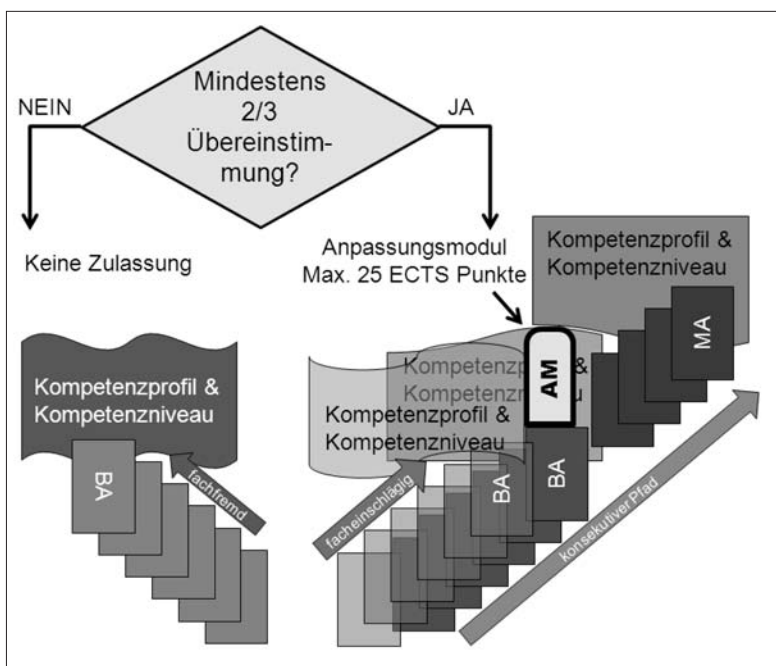
Geregelt wurden also die Struktur und das Ausmaß eines Anpassungsmoduls, das inhaltlich von den jeweiligen fachlich kompetenten Studiendekan/innen zu füllen ist. So wie auch die Entscheidungsgrundsätze für die Facheinschlägigkeit verbindlich festgelegt wurden. Für atypisch-facheinschlägige Bachelor-Studien sind Standardanpassungsmodule vom/von der zuständigen Studiendekan/in zu definieren, die in einer Referenzliste des Vizerektors für Lehre und Studien abgelegt werden, um so auch über personelle Wechsel hinweg die Kontinuität zu gewährleisten.

Abbildung 2: Vorgangsweise bei der Zulassung zum weiterführenden Studium

5. Zusammenfassung

Die geänderten Randbedingungen im europäischen Studienbereich führten dazu, dass die TU Graz Maßnahmen zur Sicherstellung von Qualität und Studienerfolg beim Übergang von Bachelor zu nicht unmittelbar konsekutiven Master-Studien ergriffen hat. Nach einer Analyse der ersten Erfahrungen aus den gesetzten Schritten wurde eine Grundsatzrichtlinie erarbeitet, mit der erreicht wird, dass einerseits die studierwilligen jungen Menschen vor einem Scheitern im angestrebten Studium geschützt werden. Andererseits sichern die Vorgaben auch ab, dass das Mindeststartniveau der Studierenden beim Studium auf annähernd gleicher Höhe liegt und somit auch das zu erreichende Kompetenzniveau nach Studienabschluss, damit kommt naturgemäß auch dessen Qualität innerhalb der angestrebten Bandbreite zu liegen.

Literaturverzeichnis



³ Verbindliche Grundsatzrichtlinie für den atypischen Zugang zu Studien, AD 94000 ÜGMO 029-01, TU Graz 2009.

Danzer, H.H. (2005): Von der Produktprüfung zum Systemdenken, Symposium Publishing GmbH. URL: http://portal.tugraz.at/portal/page/portal/Files/13710/files/Lehrveranstaltungen/Qualitaetsmanagement/Skriptum%20Qualit%C3%83%C2%A4tsmanagement%20Danzer%20TUGraz%20WS%202006_07.pdf (Aufruf 10.12.2009).

Schlussfolgerungen des Vorsitzes Europäischer Rat (Lissabon) 23. und 24. März 2000: URL: <http://www.bologna-berlin2003.de/pdf/Beschluesse-De.pdf> (Aufruf 10.12.2009).

Arnold, B./Greschuchna, L. (2005): Hochschulen als Dienstleistungsmarken - Besonderheiten beim Aufbau einer Markenidentität, Freiburger Arbeitspapiere # 13.

Krawietz, M./Heine, C. (2007): Wahlmotive und Bewertungen des Studienortes bei Studienanfängern im Vergleich der neuen und der alten Länder, Ergebnisse aus der Befragung der Studienanfänger des Wintersemesters 2006/07, HISBUS-Kurzinformation Nr. 18.

Heine, C./Krawietz, M. /Sommer, D. (2008): Studienanfänger im Wintersemester 2006/07, Wege zum Studium, Studien- und Hochschulwahl, Situation bei Studienbeginn.

Böcher, H./Mossig, I. (2008): Das Internet bei der Wahl des Studienortes und als studienbegleitendes Medium am Beispiel des Informationsange-

bots der Universitäten in Gießen und Marburg.
 URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2005/2000/>
 (Aufruf 26.08.2009)

Geiger, W./Kotte, W. (2008): Handbuch Qualität. Wiesbaden, S. 68.
 Bundesgesetz über die Organisation der Universitäten und ihre Studien (Universitätsgesetz 2002): Stand 18. Juli 2009.

■ **Dr. Gerald Gaberscik**, Professor für Qualitätswesen, Technische Universität Graz,
 E-Mail: gerald.gaberscik@tugraz.at

■ **Dr. Hans Michael Muhr**, Univ. Prof., Vize- rektor für Lehre und Studien, Technische Universität Graz,
 E-Mail: muhr@hspt.tu-graz.ac.at

**René Krempkow:
 Leistungsbewertung, Leistungsanreize und die Qualität der Hochschullehre
 Konzepte, Kriterien und ihre Akzeptanz**



ISBN 3-937026-52-5, Bielefeld 2007,
 297 Seiten, 39.00 Euro

Mehr als eineinhalb Jahrzehnte sind vergangen, seit das Thema Bewertung der Hochschulleistungen und dabei vor allem der „Qualität der Lehre“ in Deutschland auf die Tagesordnung gebracht wurde. Inzwischen wird eine stärker leistungsorientierte Finanzierung von Hochschulen und Fachbereichen auch im Bereich der Lehre immer stärker forciert. Bislang nur selten systematisch untersucht wurde aber, welche (auch nicht intendierten) Effekte Kopplungsmechanismen zwischen Leistungsbewertungen und Leistungsanreizen wie die Vergabe finanzieller Mittel für die Qualität der Lehre haben können. Für die (Mit-)Gestaltung sich abzeichnender Veränderungsprozesse dürfte es von großem Interesse sein, die zugrundeliegenden Konzepte, Kriterien und ihre Akzeptanz auch empirisch genauer zu untersuchen. Nach der von KMK-Präsident Zöllner angeregten Exzellenzinitiative Lehre und der vom Wissenschaftsrat angeregten Lehrprofessur sowie angesichts des in den kommenden Jahren zu erwartenden Erstsemesteransturms könnte das Thema sogar unerwartet politisch aktuell werden.

Im Einzelnen werden in dieser Untersuchung die stark auf quantitative Indikatoren (v.a. Hochschulstatistiken) bezogenen Konzepte zur Leistungsbewertung und zentrale Konzepte zur Qualitätsentwicklung bezüglich ihrer Stärken und Schwächen sowie Weiterentwicklungsmöglichkeiten diskutiert. Bei der Diskussion von Leistungsanreizen wird sich über den Hochschulbereich hinaus mit konkreten Erfahrungen in Wirtschaft und öffentlicher Verwaltung auseinandergesetzt – auch aus arbeitswissenschaftlicher und gewerkschaftlicher Sicht. Bei der Diskussion und Entwicklung von Kriterien und Indikatoren zur Erfassung von Qualität kann auf langjährige Erfahrungen und neuere Anwendungsbeispiele aus Projekten zur Hochschulberichterstattung mittels Hochschulstatistiken sowie Befragungen von Studierenden und Absolventen sowie Professoren und Mitarbeitern zurückgegriffen werden. Abschließend werden Möglichkeiten zur Einbeziehung von Qualitätskriterien in Leistungsbewertungen und zur Erhöhung der Akzeptanz skizziert, die zumindest einige der zu erwartenden nicht intendierten Effekte und Fehlanreizwirkungen vermeiden und damit zur Qualität der Lehre beitragen könnten.

Reihe Qualität - Evaluation - Akkreditierung

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22

Hauptbeiträge der aktuellen Hefte Fo, HSW, HM, P-OE und ZBS

Auf unserer Homepage www.universitaetsverlagwebler.de erhalten Sie Einblick in das Editorial und Inhaltsverzeichnis aller bisher erschienenen Ausgaben.

Fo

Forschung

Politik - Strategie - Management

Fo 3+4/2009

Deutsch als Wissenschaftssprache - Wissenschaft ist vielsprachig

Forschung über Forschung

Arie Rip

Towards Post-Modern Universities

Forschungsentwicklung/-politik

Tim Flink

Außenwissenschaftspolitik: ein neues Handlungsfeld?

Wolff-Dietrich Webler

Ausbau der Promotions- und Postdoc-Phase für vielfältige Aufgaben über Forschung hinaus - Teil IV

Konrad Ehlich

Deutsch als Wissenschaftssprache für das 21. Jahrhundert

Svetlina Nikolova

On the use of "Lingua Franca" and local languages in the publications on the humanities

Ralph Mocikat, Wolfgang Haße & Hermann H. Dieter

Sieben Thesen zur deutschen Sprache in der Wissenschaft

Falk Reckling & Christoph Kratky

Die Wissenschaft spricht englisch - aber nicht nur

Christoph Kratky

Die Positionierung des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) zum Thema Antragsprache

Forschungsgespräche

Gespräch mit Thomas Brunotte

Gespräch mit Prof. Dr. Ralph Mocikat

Gespräch mit Dr. Peter Gauweiler

HSW

Das Hochschulwesen

Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik

HSW 6/2009

Curriculumentwicklung/Studienreform

Love Letter to Higher Education

Prüfungsdichte? Überregulierung? Verschulung? - Eine einzige Misstrauenserklärung an die heutige Generation von Studierenden!

HSW-Gespräch

Gespräch mit Dr. Achim Hopbach, Geschäftsführer des Dt. Akkreditierungsrates

Hochschulforschung

Jana Darnstädt & Hans Georg Tegethoff

Was bringt das Bachelor-Studium? Bochumer Absolventen verteilen Lob und Tadel

Carola Iller & Alexander Wick

Prüfungen als Evaluation der Kompetenzentwicklung im Studium

Gerhard Reichmann

Erwünschte Inhalte eines betriebswirtschaftlichen

Hochschulentwicklung/-politik

Marita Ripke

Technik ohne Machos - Frauenstudiengang Informatik und Wirtschaft an der HTW Berlin

Anregungen für die Praxis/ Erfahrungsberichte

Kerstin Alber

Individuelle Lernförderung in Schüler-Studierenden-Teams - Rechtschreiben lernen mit der Werkzeugbox Studiums im Hinblick auf Rechtsfächer und Fremdsprachen Ergebnisse einer empirischen Studie

HM

Hochschulmanagement

Zeitschrift für die Leitung, Entwicklung und Selbstverwaltung von Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen

HM 4/2009

Hochschulmanagement nach einer Reform-Dekade: Governance - Finanz- und Campusmanagement - Qualitätsentwicklung

Hochschulreformen in Deutschland

Stefan Lange

Die neue Governance der Hochschulen: Bilanz nach einer Reform-Dekade

Anregungen für die Praxis/ Erfahrungsberichte

Rainer Ambrosy & Martin Goch
Moderne Finanzkommunikation an Hochschulen am Beispiel der Universität Duisburg-Essen

Markus Bick & Kathrin Börgmann
Referenzmodell zur Evaluation von Informationssystemen für ein integriertes Campus-Management

Lukas Bischof, Julie Kraft, Jan Vogt & Marcel Carasco

Community Organizing als Instrument der Qualitätsentwicklung an Hochschulen? Eine erste Erfahrung einer Freiburger Studenteninitiative

P-OE

Personal- und Organisationsentwicklung
in Einrichtungen der Lehre und Forschung

Ein Forum für Führungskräfte, Moderatoren, Trainer, Programm-Organisatoren

POE 3+4/2009
Studienprogramme im Bereich der Kernaufgaben der Hochschulen (Forschung, Lehre, Transfer und Weiterbildung)

Qualitätsmaßstäbe

Wolff-Dietrich Webler
Studienprogramme im Bereich der Kernaufgaben der Hochschulen - Auf- und Ausbau der Lehrkompetenz - Konzeptionelle Grundlagen und Vergleichskategorien

120 Std.-Programme u.a.

Franz Waldherr & Claudia Walter
Zertifikatsprogramm Hochschullehre Bayern des DIZ

Daniela Fleuren & Tobias Seidl
Das hochschuldidaktische Angebot des Hochschulevaluierungsverbundes

200-240 Std.-Programme u.a.

Annette Glathe & Astrid Werner
Das Hochschuldidaktikzentrum der Universitäten Baden-Württemberg (HDZ)

Johannes Wildt
„Professionelle Lehrkompetenz für die Hochschule“ Hochschuldidaktisches Weiterbildungsprogramm an Universitäten in NRW

Sabine Marx & Claudia Nounla
WindH – Weiterbildung in der Hochschullehre in Niedersachsen

Umfangreichere Programme u.a.

Christa Cremer-Renz & Bettina Jansen-Schulz
Hochschuldidaktisches Zertifikatsprogramm für den Wissenschaftlichen Nachwuchs der Leuphana Universität Lüneburg

Monika Rummeler
Hochschuldidaktisches Weiterbildungsangebot der Technischen Universität Berlin

Marianne Merkt
Hochschuldidaktischer Weiterbildungsstudiengang „Master of Higher Education“, Zentrum für Hochschul- und Weiterbildung, Universität Hamburg

Wolff-Dietrich Webler
Studienprogramme im Bereich der Kernaufgaben der Hochschulen - Vergleich der Zertifikatsprogramme

ZBS

Zeitschrift für Beratung und Studium

Handlungsfelder, Praxisbeispiele und Lösungskonzepte

ZBS 4/2009
Psychologische Beratung von Studierenden – ein breites Spektrum

Beratungsentwicklung/-politik

Michael Sperth, Frank-Hagen Hofmann & Rainer Matthias Holm-Hadulla
Integrative Psychologische und Psychotherapeutische Beratung für Studierende

Frank Haber
Vielfalt und Inklusion - Das multikulturelle Konzept des Counseling Centers der Jacobs University Bremen

Franz Rudolf Menne & Wilfried Schumann
Zur Geschichte der psychologischen Beratung an deutschen Hochschulen im 20. Jahrhundert Teil I: Skizzen zur Gründung und Entwicklung in den 1960er und 1970er Jahren

Anregungen für die Praxis/ Erfahrungsberichte

Juha Lahti
Personal Study Plan (PSP) - a Tool to integrate Guidance, Teaching and Learning in Finnish Higher Education

Rezension

Herbert Eberhart/Paolo J. Knill
„Lösungskunst – Lehrbuch der kunst- und ressourcenorientierten Arbeit“ (Sandro Vicini)



Für weitere Informationen

- zu unserem Zeitschriftenangebot,
- zum Abonnement einer Zeitschrift,
- zum Erwerb eines Einzelheftes,
- zum Erwerb eines anderen Verlagsproduktes,
- zur Einreichung eines Artikels,
- zu den Autorenhinweisen

oder sonstigen Fragen, besuchen Sie unsere Verlags-Homepage:

www.universitaetsverlagwebler.de

oder wenden Sie sich direkt an uns:

E-Mail:
info@universitaetsverlagwebler.de

Telefon:
0521/ 923 610-12

Fax:
0521/ 923 610-22

Postanschrift:
UniversitätsVerlagWebler
Bünder Straße 1-3
33613 Bielefeld

Wolff-Dietrich Webler (Hg.):

**Universitäten am Scheideweg ?! - Chancen und Gefahren des gegenwärtigen historischen Wandels in Verfassung, Selbstverständnis und Aufgabenwahrnehmung
Ergebnisse des Hochschulforums Sylt 2008**

**Ist der Weg von der Idee der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden zu Universitäten in differenzierten Leistungsklassen als Produktionsunternehmen für wirtschaftlich verwertbare Erkenntnisse und hoch qualifizierte Arbeitskräfte unumkehrbar?
Gibt es einen dritten Weg?**

Die Entwicklung hat sich schon Jahrzehnte abgezeichnet – jetzt ist der Wandel in vollem Gange (und vermutlich unumkehrbar). Die Universitätsleitungen in Deutschland sehen sich – von ihnen gewollt oder nicht – einer Entwicklung gegenüber, die "ihre" Universität täglich verändert und die – provokant zugespitzt – in die Formel gefasst werden kann:

Von der Idee der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden in grundsätzlich gleichen (gleichrangigen) Universitäten zu einem Produktionsunternehmen in differenzierten Leistungsklassen, das Wirtschaftlichkeitsregeln durchgängig folgt und das vordringlich wirtschaftlich verwertbare Erkenntnisse und Arbeitskräfte erzeugt.

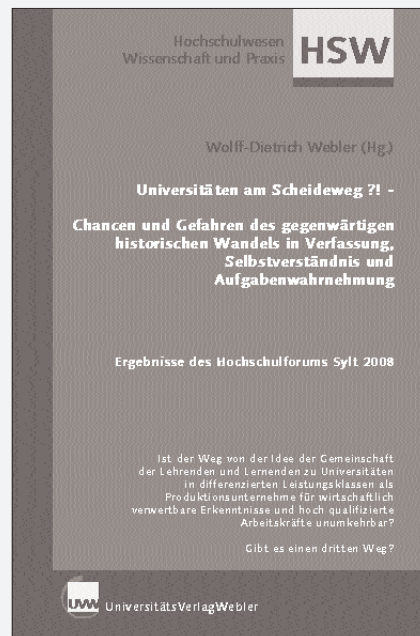
Diese Situation, die die deutsche Universität so nachhaltig verändern wird wie kaum etwas anderes vorher, stand im Zentrum des Hochschulforums Sylt 2008. Dort wurde gefragt:

Gibt es einen dritten Weg?

Die zentrale These lautet: Wenn nicht korrigierend eingegriffen wird, dann wird die Universität als kollegiale Veranstaltung verlassen – mit weitreichenden Folgen für Zusammenhalt, Produktivität, Verantwortungsstrukturen, für Art, Niveau und Profil von Forschung, Lehre und Studium bzw. Art, Niveau und Profil der Absolvent/innen. Bisherige kollegial integrative Meinungsbildungs-, Entscheidungs-, personelle Ergänzungs-(Berufungs-)verfahren werden von betriebsförmigen Strukturen abgelöst. Dieses Neue enthält Chancen und Gefahren – in welchem Umfang und mit welchem Ergebnis ist offen. Das Ergebnis aber ist für die deutsche Gesellschaft und weit darüber hinaus von allergrößter Bedeutung. Hier setzt das in diesem Band vorgelegte Konzept des Hochschulforums 2008 an.

Hochschulforscher, Universitätsrektoren/-präsidenten und Mitglieder aus Wissenschaftsministerien haben sich für acht Tage in Klausur begeben, mit dem Ziel die weiteren Konsequenzen der Maßnahmen zu vergegenwärtigen und sich zu vergewissern, ob und wie diese Folgen gewollt werden.

Das Ergebnis – bestehend aus Analysen und Handlungsempfehlungen – wird hiermit vorgelegt.



ISBN 3-937026-64-9, Bielefeld 2009,
296 Seiten, 39.80 Euro

Mit Beiträgen von:

*Philip G. Altbach, Tino Bargel,
Hans-Dieter Daniel, Christiane Gaehtgens,
Ludwig Huber, Wilhelm Krull,
Stephan Laske, David Lederbauer,
Bernadette Loacker,
Claudia Meister-Scheytt,
Klaus Palandt, Ulrich Peter Ritter,
Thomas Rothenfluh, Christoph Scherrer,
Jürgen Schlegel, Boris Schmidt,
Dieter Timmermann, Carsten von Wissel,
Wolff-Dietrich Webler, Gülsan Yalcin,
Frank Ziegele.*

Bestellung - Mail: info@universitaetsverlagwebler.de, Fax: 0521/ 923 610-22